

epd-Dokumentation online

Herausgeber und Verlag: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH,
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt am Main

Geschäftsführer: Direktor Jörg Bollmann

Amtsgericht Frankfurt am Main HRB 49081

USt-ID-Nr. DE 114 235 916

Verlagsleiter: Bert Wegener

Chefredakteur der epd-Zentralredaktion: Karsten Frerichs

Verantwortlicher Redakteur epd-Dokumentation: Uwe Gepp

Erscheinungsweise: einmal wöchentlich, online freitags

Bezugspreis **Online-Abonnement** „epd-Dokumentation“ per E-Mail: monatl. 31,95 Euro,
jährlich 383,40 Euro, vier Wochen zum Ende des Bezugsjahres kündbar.

Online-Abonnement inkl. Archivnutzung von „epd Dokumentation“ (ab Jahrgang 2001):
jährlich 450,60 Euro

Bestellservice: GEP gGmbH Leserservice, Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau,
Tel.: 0451 4906-830, Fax: 0451 4906-950, E-Mail: gep-leserservice@medienexpert.com

Redaktion (Adresse siehe oben unter GEP): Tel.: 069/58098-209,
Fax: 069/58098-294, E-Mail: doku@epd.de

© GEP, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten. Die mit dem Abo-Vertrag erworbene Nutzungsgenehmigung für
„epd-Dokumentation“ gilt nur für einen PC-Arbeitsplatz. „epd-Dokumentation“, bzw. Teile
daraus, darf nur mit Zustimmung des Verlags weiterverwertet, gedruckt, gesendet oder
elektronisch kopiert und weiterverbreitet werden.

Anfragen richten Sie bitte an die epd-Verkaufsleitung (Adresse siehe oben unter GEP),
Tel.: 069/58098-259, Fax: 069/58098-300, E-Mail: verkauf@epd.de

Haftungsausschluss:

Jede Haftung für technische Mängel oder Mängelfolgeschäden ist ausgeschlossen.

Dokumentation

Frankfurt am Main ■ 18. April 2023

www.epd.de

Nr. 16

■ Evangelische Kirche – wohin?

Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing, 9. – 11. Dezember 2022

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
gGmbH
Anschrift: Emil-von-Behring-Str. 3,
60439 Frankfurt am Main.
Briefe bitte an Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt

Geschäftsführer:
Direktor Jörg Bollmann
Verlagsleiter:
Bert Wegener
epd-Zentralredaktion:
Chefredakteur: Karsten Frerichs

epd-Dokumentation:
Verantwortlicher Redakteur:
Uwe Gepp
Tel.: (069) 58 098 –135
Fax: (069) 58 098 –294
E-Mail: doku@epd.de

Der Informationsdienst
epd-Dokumentation dient der
persönlichen Unterrichtung.
Nachdruck nur mit Erlaubnis und
unter Quellenangabe.
Druck:
Strube Druck & Medien GmbH
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg

■ Vorwort

Die Zahl der Christinnen und Christen wächst weltweit – nur nicht in Deutschland. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehörten nahezu alle Deutschen einer christlichen Kirche an. In Folge gesellschaftlicher Umwälzungen kam es wiederholt zu größeren Austrittsbewegungen, etwa während der NS-Diktatur und in der DDR, aber auch nach der Wiedervereinigung Anfang der 1990er Jahre. Seit Jahren sinken die Kirchenmitgliedertahlen bundesweit kontinuierlich: zum einen aufgrund der demografischen Entwicklung, zum anderen, weil weniger Menschen getauft werden und viele austreten. 2021 verließen 280.000 Evangelische und 360.000 Katholiken ihre Kirche. Insbesondere aufgrund des Missbrauchsskan-

dals haben die Kirchen an Vertrauen eingebüßt. Die Pandemie, so scheint es, hat den Prozess der Entfremdung noch beschleunigt. Gleichzeitig ist das Bedürfnis nach Spiritualität, Halt, Sinn und Orientierung groß.

In immer neuen Anläufen entwickeln die Kirchen Reformprozesse. Darin geht es nicht nur um Strukturfragen, sondern auch um eine zeitgemäße Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation. Gerade die letzten beiden Jahre haben einen Kreativitätsschub ausgelöst, unter Corona-Bedingungen den Auftrag der Kirche im Gottesdienst, in der Seelsorge, in Diakonie und Bildung zu erfüllen.

Löst sich die Kirche auf, wie manche fürchten oder gar erwarten? Immerhin engagieren sich

etwa eine Million Ehrenamtliche allein in der evangelischen Kirche. Und mit ihrer Diakonie, die rund 600.000 Beschäftigte ausweist, zählt sie zu den größten Arbeitgebern im Land. Aber wozu ist die Kirche eigentlich da? Und was habe ich persönlich vom Glauben? Kann man auch ohne Kirche Christ sein? Diese und viele weitere Fragen standen im Mittelpunkt der Tagung, die explizit nach der Zukunft der evangelischen Kirche fragte – anlässlich der Gründung der Evangelischen Akademie Tutzing im Jahre 1947. Weitere Tagungen anlässlich des Jubiläums beschäftigten sich mit der Zukunft der Zivilgesellschaft (*epd Dokumentation 8-9/2023*) sowie der Zukunft der Demokratie (*34/2022*).

Pfr. Udo Hahn, Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing

Quellen:

Evangelische Kirche – wohin?

Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing, 9. – 11. Dezember 2022

Inhalt:

Evangelische Kirche – wohin?

Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing, 9. – 11. Dezember 2022

▶ Pfarrer Udo Hahn: Vorwort	3
▶ Prof. Dr. Alexander Deeg: Wozu ist die Kirche da? Falsche Fragen, schiefe Bilder, bleibende Verheißungen	4
▶ Dr. Annekathrin Preidel: Herausforderungen als Chance – Wie die Zukunft der Kirche gelingen kann	13
▶ Prof. Dr. Klaas Huizing: Theologie, wie und wo sie leibt und lebt	24
▶ Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong: Kirche gestalten – aber wie?	32
▶ Pfrin. Cornelia Egg-Möwes: Impuls: Gottes Segen auf Youtube, Twitter & Instagram	39
▶ Dr. Michael Streubel: Klimaschutz gehört ins Zentrum der christlichen Botschaft	43
▶ Alexander Jungkuntz: Wie ich die evangelische Kirche erlebe	53
▶ Prof. Dr. Klaus Tanner (em.): Rückzug oder Aufbruch? Chancen für die evangelische Kirche im gesellschaftlichen Wandel	58

Wozu ist die Kirche da? Falsche Fragen, schiefe Bilder, bleibende Verheißungen¹

Prof. Dr. Alexander Deeg, Universität Leipzig, Leiter des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD)

1. Wozu ist die Kirche da? Oder: Die funktionalistische Logik des »um zu«

Wozu ist die Kirche da? Der Titel dieses Vortrags ist ebenso unumgänglich wie gefährlich. Es gibt Dinge, die kaputtgehen, wenn sie in eine Logik des »um zu« gepresst werden, in eine funktionale bzw. funktionalistische Logik. Ein Kuss zwischen Liebenden zum Beispiel. Er geschieht – hoffentlich – jenseits der Logik des »wozu?« und »um zu« – und ist nur so ein Kuss zwischen Liebenden und keine Aktion als Teil einer reflektierten funktional orientierten Strategie.

Vor ziemlich genau einhundert Jahren veröffentlichte Martin Buber sein Grundlagenwerk dialogischer Philosophie »Ich und Du«² und unterschied darin die beiden »Grundworte« »Ich-Du« und »Ich-Es«.³ Das erste Grundwort »Ich-Du« kann nur »mit dem ganzen Wesen gesprochen werden«;⁴ durch dieses Grundwort konstituiert sich das »Ich« allererst in der »Beziehung« zum »Du«: »Ich sein und Ich sprechen sind eins«.⁵ Ganz wichtig: Das »Du« kann dabei niemals ein »Gegenstand« sein, sondern nur Partner:in im Dialog.⁶ Ganz anders das »Es« in der »Ich-Es«-Relation. Hier ist das »Es« ein Gegenüber, zu dem »ich« mich verhalte. Und es ist »die erhabene Schwermut unsres Loses«, wie Buber durchaus pathetisch formuliert, »daß jedes Du in unsrer Welt zum Es werden muß«.⁷ Das Gegenüber wird zum Objekt und eingeordnet in eine funktionale Relation.

Wozu ist die Kirche da? Wir entgehen dieser Frage nicht – und auch andere stellen sie, wie etwa die Soziologen Hans Joas und Hartmut Rosa. Joas fragt »Warum Kirche?«;⁸ Rosa beleuchtet den Zusammenhang von Demokratie und Religion.⁹ Aber es könnte gefährlich sein, so zu fragen, weil uns ausgerechnet die Kirche abhanden kommen könnte in unserer Frage nach ihrem Wozu.

Dazu eine Erfahrung aus dem Herbst 2022: Ich war in einen Kirchenkreis eingeladen, weil dort eine Gruppe von Theolog:innen, Gemeindepädagog:innen und Kirchenmusiker:innen eine Fortbildung zum Thema »Gottesdienst« vorbereitete. Das Gespräch begann mit einer Sammlung von

Fragen und möglichen Zielen für einen solchen Tag. Entscheidend sei doch, sagte einer: »Wen wollen wir erreichen mit unseren Gottesdiensten?« Und eine andere fügte hinzu: »Wie gelingt es uns, die bislang Unerreichten zu erreichen?« Ein anderer ergänzte: »Ja, wie kommen wir heran an unterschiedliche Milieus durch die Feier unserer Gottesdienste?« Und: »Wie machen wir die Gottesdienste auch musikalisch wieder attraktiv, so dass Menschen zu uns kommen?« Und der vierte: »Entscheidend sei es doch, dass Menschen unsere Gottesdienste als relevant erleben, dass sie etwas mitnehmen und wir uns als einladende Kirche präsentieren ...« Alles das erscheint mir wichtig und absolut ehrenwert. Aber erstaunlich war es für mich schon, dass so von Gottesdiensten geredet wird, in der radikalisierten Logik des »um zu«: Gottesdienste haben zu allererst einen Zweck, und Pfarrer:innen, Musiker:innen, Pädagog:innen machen sich Gedanken, wie sie diesen Zweck (Menschen erreichen; Menschen etwas mitgeben; Kirche stabilisieren ...) möglichst gut erreichen können. Nach dieser ersten Runde bat ich darum, dass wir für einen Moment die Perspektive umkehren und dass mir jede und jeder erzählt, warum er oder sie gerne Gottesdienst feiert, warum sie schön sind bzw. wann sie das sind. Am Tisch hellte sich die Stimmung auf, auf einmal wurde etwas groß, was unter den krisenhaften Fragestellungen des »um zu« nicht zu hören war.

Im Internet vielfach greifbar ist eine Geschichte aus dem osteuropäischen Chassidismus:¹⁰ Ein Rabbi, Schmelke mit Namen, pflegte, damit sein Lernen der Heiligen Schrift, sein Studieren und Meditieren, sein Vorbereiten der Gebete und der Predigten keine zu lange Unterbrechung erleide, nie anders als sitzend zu schlafen, den Kopf auf dem Arm und zwischen den Fingern eine brennende Kerze, die ihn wecken sollte, sowie die Flamme seine Hand berührte. Einmal nun kam ein befreundeter Rabbi zu Besuch. Als dieser den seltsamen Brauch Schmelkes sah, sich vor dem Schlaf zu bewahren, überredete er ihn, sich doch einmal auf seinem Bett auszustrecken und nahm ihm die Kerze ab. Schmelke schlief bis zum anderen Morgen – und wachte erschrocken auf. Er

merkte, wie lange er geschlafen hatte. Er ging ins Bethaus und betete der Gemeinde vor. Den Menschen aber erschien es, als hätten sie ihn noch nie gehört, so klar waren seine Gedanken, so bezwingend die Macht seiner Rede.

Manchmal habe ich den Eindruck, als sei unsere Kirche gefangen in einer Dauerschleife der brennenden Kerze und des funktionalistischen Kurzschlusses. Die Wahrnehmung der Krise zwingt zum Handeln; die Statistiken des Niedergangs zwingen dazu, aktiv zu werden, uns zu verändern, Reformprogramme zu entwickeln. Und wenn es *nur* das ist, ist es – so gut gemeint es sein mag – falsch und problematisch.

Es geht mir ganz bestimmt nicht darum, die Augen zu verschließen und uns hinein zu träumen in eine vermeintlich heile Welt eines intakten Kirchseins. Aber es geht mir darum, immer auch adventlich auf unsere Kirche zu sehen, erwartungsvoll, dankbar, wertschätzend. So werde ich im Folgenden fragen, wie wir von »Kirche« reden; ich werde dann in drei Argumentationsgängen für einen transformativen und zuversichtlichen Blick auf die Potentiale der Kirche plädieren. Am Ende komme ich auf die Frage nach dem »Wozu« wieder zurück.¹¹

2. Vier Variationen, gegenwärtig von der Kirche und ihrer Zukunft zu reden

Wenn ich versuche, das vielfältige gegenwärtige Rede von »der Kirche« in ihren landeskirchlichen Gestalten zu ordnen, dann nehme ich (bei allen Schattierungen) vier Weisen wahr, von der Kirche und ihrer Zukunft zu reden, vier Variationen.

Variation 1: Hier ist der Blick ungeschönt und messerscharf: Die Kirchen sterben. so hört man da. Es sei nicht mehr die Frage, *ob*, es sei nur noch die Frage, wann die evangelischen Landeskirchen und die katholischen Kirchen hierzulande das Licht ausmachen. Die Krisen der vergangenen Jahre beschleunigten nur eine Entwicklung, die vorher schon feststand, die man in den Kirchen aber meist nicht wahrhaben wollte. Zu sehr sonnte man sich im Licht vermeintlicher Bedeutung, freute sich an den Kirchensteuereinnahmen, an den Plätzen in den Rundfunkräten und den Talkshows. Auf paradoxe Weise waren, so ließe sich dann sagen, die Reformationsfeierlichkeiten 2017 die vielleicht letzten Gelegenheiten, an denen eine sterbende Kirche sich nochmals in vermeintlicher Lebendigkeit inszenierte – wie das letzte Aufblühen eines sterbenden Baumes.

So ähnlich klingt das – kaum verwunderlich – in kirchenkritischen Kreisen außerhalb der Kirche. Als im Jahr 2019 die sogenannte Freiburger Studie veröffentlicht wurde und zeigte, dass die großen Kirchen in Deutschland im Jahr 2060 nur noch die Hälfte der heutigen Mitglieder und Finanzmittel haben werden, titelte der »Humanistische Pressedienst«: »Die Kirche stirbt« und müsse das nun endlich auch realisieren.¹²

Aber auch *in* den Kirchen begegnet diese Perspektive. Da gab es im Sommer einen Workshop bei uns in der Gegend, in Nöbdenitz, unter der Überschrift: »Vom Untergang der Titanic«. Der Tanker rase auf den Eisberg zu. Und da ist Heinzpeter Hempelmann, der das Sterben der Kirche in zahlreichen Veröffentlichungen freilich als große Chance erkennt: die Chance, dass sich die Kirche nun endlich aus der »Konstantinischen Ära« ihrer Volkskirchlichkeit befreit. 1.700 Jahre sei sie gebunden gewesen und in Abhängigkeit gehalten von ihrem Wunsch, im Staat zu funktionieren und bedeutend zu sein. Jetzt bestehe die Möglichkeit, das »überlebte System« hinter sich zu lassen, Freiräume zu schaffen für »Pioniere, Performer, Enterpreneure«, »lieber in Menschen [zu] investieren als in Immobilien«, diese »lieber [zu] mieten, als [zu] [b]esitzen« und auf Privilegien wie Religionsunterricht, Theologische Fakultäten, Kirchensteuer und beamtenähnliche Besoldung zu verzichten.¹³

Anfang Dezember 2022 fand der »7. Strategiekongress« zur Zukunft der Kirchen in Bensberg bei Köln statt. Er stand unter dem Titel: »Auflösung. Kirche reformieren, unterbrechen, aufhören?«. Im Einladungstext¹⁴ heißt es u.a.: »Kirche löst sich auf.« Es ist die Rede von der »Hülle«, die wir noch zu erhalten versuchen, und von der »Leere [...], die folgt, wenn wir damit aufhören«. Es stelle sich die Frage: »Wie geht Sterben, ohne zu wissen, was kommt?« Auflösung, Hülle, Sterben! Und in alledem bleibe höchstens die Hoffnung, dass unter all dem Schutt noch ein Kern existiert, der durch radikale Entrümpelung sichtbar werde. Kirche solle, wenn das Sterben gelingt, »ausgehend vom Sendungsauftrag alternativ, radikal neu« gedacht werden. Die Alternative scheint schon auf – bei vielen von denen, die das Sterben der Kirche jetzt ansagen. Die radikalen Neubaupläne liegen bereit. Schluss mit der Volkskirche, endlich soll der Weg zu einer Kirche der engagierten Freiwilligen gesucht werden!

Variation 2 klingt anders, resignativer: Früher – früher waren hier einmal 100 Menschen im Gottesdienst, jetzt kommen sonntags noch fünf oder

zehn; nicht einmal am Heiligen Abend mehr als 15, so oder ähnlich hört man dann von engagierten Mitarbeitenden, die darunter leiden, dass das, was sie selbst lieben, so wenig Resonanz auslöst. Der Rückgang der Mitglieder macht sich bemerkbar. Immer mehr Kirchenräume werden nicht mehr gebraucht. Und in vielen Pfarrhäusern brennt schon lange kein Licht mehr. Die Kirche befindet sich auf dem Rückzug. Die weißen Flecken in der Provinz werden mehr. Es ist ein langsamer Niedergang, der sich zeigt. Jahr für Jahr mehr Sterbefälle als Taufen. Und erst recht kaum noch Eintritte in die Kirche.

So etwa klingt es in der zweiten Variation: Resignation angesichts der Statistiken des Niedergangs und des notwendigen Rückbaus. Kirche als ein Verein der hängenden Schultern, der grauen Haare und der fehlenden Zukunft.

Variation 3: Das wäre die Variation einer ganz anderen Tonlage, die sich nicht allzu oft hören lässt. Allezeit werde eine heilige, christliche Kirche bleiben, meinte die Confessio Augustana 1530.¹⁵ Und dann könnte man sagen »Ja, es mag schon sein, dass die sichtbare Kirche, die *ecclesia visibilis*, im Moment nicht gerade glänzend dastehe. Aber das ändere doch nichts daran, dass der lebendige Herr selbst die Kirche ins Leben gerufen hat und neu ins Leben ruft. Und die Pforten der Hölle sollen sie ebenso wenig überwältigen wie Bewegungen der Säkularisierung, Missbrauchsfälle oder Statistiken. Und dann meinte Jesus bekanntlich: Sorget nicht – und sagte das seinen Jüngerinnen und Jüngern. Die Kirche hat Zukunft, natürlich – denn sie lebt ja nicht von sich und aus ihren Aktivitäten und Planungen, sondern von dem her, der sie immer neu ins Leben ruft.«

Variation 4: »Auf dem Boden sitzen Kinder auf einem Teppich im Kreis. Seit die Kita hier mit eingezogen ist, sieht man die Kleinen auch mal um den Altar flitzen und fahren. Klar: sonntags werden hier Gottesdienste gefeiert, manchmal auch an den Abenden. Aber unter der Woche haben die Kinder in ihrer Kita und im gesamten Raum das Sagen – und der Kirchenraum füllt sich nicht nur einmal in der Woche am Sonntag, sondern ist belebt. Was einmal »nur« eine Kirche war, ist immer noch eine Kirche, aber nicht mehr nur.«

Vier Variationen waren das und zugleich vier mögliche Haltungen, die das gegenwärtige Reden prägen. Ich nenne »Variation 1« das Modell »Apokalyptik«:¹⁶ Das Alte wird und muss vergehen; denn es ist das Dunkle und Problematische,

der alte Äon, der vergeht, die Konstantinische Ära, die sterbende Volkskirche. Aber das Neue steht bereits vor Augen, visionär und ganz anders. Abriss und Neubau.

»Variation 2« würde ich das Modell »Resignation« nennen. Es geht um den Niedergang, den wir bestenfalls so freundlich wie möglich gestalten können, um Abbau und Rückbau: weniger Mitarbeitende, weniger Mittel, weniger Gebäude.

»Variation 3« nenne ich das Modell »frommen Selbstbewusstseins«, das sich durchaus verbinden kann mit »frommer Realitätsverweigerung«: Die längst bröckelnde Fassade und der massive Instandhaltungsbedarf würden in dieser Variation ignoriert und es ginge darum, irgendwie wie bisher weiterzumachen. Mit Gottvertrauen gegen die Realität!

»Variation 4« nenne ich das Modell »Transformation«. Da *muss* nichts sterben – und da wird nichts *ganz neu* auferstehen. Aber da ereignet sich Neues inmitten des Alten – so dass gar nicht immer klar ist, was alt und was neu ist, weil Kirche kontinuierlich in Bewegung ist und kontinuierlich umgebaut wird.

Die vier Variationen verbinden sich mit unterschiedlichen Rhetoriken: *Variation 1* braucht die dunkle Folie gegenwärtiger Kirchlichkeit, braucht möglichst klare Feind- und Gegenbilder. Besonders beliebt ist dabei die sogenannte »Orts-gemeinde« als Gegenbild, die als rückwärtsge-wandter, nach innen gekehrter oder gar in sich selbst verliebter, auf jeden Fall abgeschlossener Kreis verstanden wird. Vielleicht so, dass man sich »drinnen« behaglich einrichtet, alte Musik liebt und Traditionen pflegt, für die die Menschen »da draußen« kaum mehr etwas übrig haben. In der Rhetorik von *Variation 1* werden überhaupt »die Menschen« wichtig oder »die Menschen da draußen«. Von diesen nämlich habe man sich entfernt; »die Menschen« wollten eine ganz andere Kirche, andere Mitarbeitende, andere Medien. Es erstaunt mich immer wieder, was man so alles über »die Menschen« oder »die Menschen da draußen« weiß und wie pauschal man teilweise von ihnen redet. Auf jeden Fall wird für sie, für »die Menschen« eine andere Art von Kirche imaginiert – und die Krisenrhetorik verbindet sich mit einer funktionalen Perspektive und einer grundlegenden Aufbruchsrhetorik.

Heinzpeter Hempelmann habe ich bereits erwähnt sowie den Kongress »Kirche der Zukunft«. Aber auch andernorts findet sich diese Krisenrhe-

torik, die vor allem eine dunkle Folie zeichnet. Etwa in dem im November 2020 von der EKD-Synode angenommenen Papier eines »Z-Teams«: »Zwölf Leitsätze zur Zukunft einer aufgeschlossenen Kirche«. Im Lesen der zwölf Punkte wird deutlich, wie krank die gegenwärtige Kirche doch wahrgenommen wird.¹⁷ Sie pflege Aktivitäten, »die an Ausstrahlung verloren haben« (Z. 103); es gebe »Strukturen«, die für »die Menschen« (da sind sie wieder: »die Menschen«!) keine Relevanz mehr haben und keine Resonanz hervorrufen (Z. 561f) – wobei nicht gesagt wird, wie genau dieses Kriterium bestimmt wird (ist ein Gottesdienst mit vier dementen alten Damen im Altenheim besser wegzulassen, weil die Resonanz eher bescheiden ausfällt?). Die Kirche sei nicht immer entschlossen genug bei »den Menschen« und habe zu selten die »eigene Komfortzone« verlassen (Z. 406). Stimmt das wirklich, so frage ich kritisch. Kirche lebe zu sehr in ihren eigenen Gemeindegrenzen und sei zu wenig »gemeinwesen- und sozialraumorientiert« (Z. 416f). Auch hier entsteht ein primär dunkles Bild gegenwärtiger kirchlicher Wirklichkeit – und bei allen, bei denen diese Rhetorik verfängt, die Einsicht: So kann es nun wirklich nicht weitergehen!

Variation 2 spricht in einer Rhetorik der hängenden Schultern, und es ist gleichsam das Seufzen schon mitzuhören, wenn diese Bilder gezeichnet werden; im Unterschied zu *Variation 1* fehlt aber jeder Wille zum Aufbruch und jede Imagination des Neuen bzw. Anderen.

Variation 3 entspräche einer Rhetorik der Behauptung oder der frommen Zuversicht. Es finden sich große Sätze und richtige Formeln (ich betone: richtige Formeln!). Nur besteht eben das Problem, dass die Richtigkeit sich hart an der faktischen Vorfindlichkeit bricht – und damit droht, leer und hohl zu werden.

Es wurde natürlich längst deutlich, dass ich mich bisher mit *Variation 1* recht ausführlich beschäftigt habe und dafür auch immer wieder Beispiele zitiere: von Hempelmann bis EKD-Synode. Diese Haltung begegnet häufig – und auch das ist bereits deutlich geworden: Ich halte sie für hoch problematisch. Mein Eindruck ist, dass hier Menschen reden, die sehr normativ wissen, was richtig ist, und die sich auf diesem Hintergrund teilweise auf beinahe beschämende Weise rücksichtslos gegenüber dem Verhalten, was da ist.

Variation 2 und *Variation 3* begegnen selten in Reinform, aber kommen doch vor. *Variation 4* hingegen markiert die Perspektive, die ich gerne

stark machen würde, weil sie Realismus mit Visionärem verbindet. Sie nimmt wertschätzend wahr, was da ist – und freut sich gleichzeitig über gelingende Transformation. Sie weiß, dass Kirche so, wie sie ist, ganz bestimmt nicht bleiben sollte. Aber sie weiß auch, dass Kirche, so wie sie ist, ganz großartig ist und ein Schatz, den wir nicht übersehen sollten. Hier muss nichts sterben und dunkel gemalt werden, damit das Neue auferstehen kann. Hier wird Altes wertgeschätzt – und gleichzeitig Neues entwickelt.

Vielleicht ist es eine paradoxe oder typisch »metamoderne« Rhetorik,¹⁸ so ähnlich, wie sie zum Reformationsfest 2022 auf S. 1 des »Sonntags«, der sächsischen Kirchenzeitung, zu lesen war. Da schreibt Alexander Brandl, Vikar in München und Sinnfluencer:

»Ich will eine heillos heruntergekommene Kirche. Und eine grotesk aufgebrezelte Kirche. Ich will eine linksgrünversifft und eine bürgerlich-wertkonservative Kirche. [...] Ich will die penetranten Genderstern-Verfechter*innen, die die Gottesebenbildlichkeit transidenter Personen feiern, und die, die vor dem Zu-Bett-Gehen zum Nachtkästchen greifen und sanft über ihren Lutherbibel-Nachdruck von 1534 streichen, weil es seither ja schließlich nur noch bergab ging mit der deutschen Sprache. [...]

Die Pietisten sollen Jesus feiern, aber warum nicht mal beim Christopher-Street-Day? Die mystisch Angehauchten sollen in Klöstern schweigen, aber warum nicht ein digitales Tagebuch führen und es anderen Suchenden zur Verfügung stellen?«

Brandl imaginiert eine Kirche der Dialektik und zugleich: »eine Kultur des rotzfrechen Experimentierens und eine Kultur des gelassenen Scheiterns.«¹⁹ (Der Sonntag vom 30.10.2022, 1).

Wahrscheinlich haben alle vier Variationen etwas für sich und – wie so oft – könnten wir davon profitieren, wenn wir sie miteinander ins Gespräch bringen würden. Aber weil ich *Variation 1* im gegenwärtigen Diskurs um Kirchenentwicklung als ziemlich »laut« und einflussreich erlebe, scheint es mir doch nötig, etwas dagegen zu setzen, was nicht einfach bedeutet, alles beim Alten zu lassen. Der Grundfehler von *Variation 1* scheint mir, dass die letztlich »apokalyptische« Sicht die Gegenwart nicht angemessen und fair wahrnimmt – was auch bedeutet, dass das dunkle Bild der Kirche der Gegenwart die Potentiale übersieht, die in ihr liegen.

3. Drei Potentiale

3.1 Potentiale im »Alten«

Ich erinnere nochmals an Heinzpeter Hempelmann: Der Abschied vom sterbenden ›System‹ der bisherigen Kirche wird von ihm als Befreiung gefeiert. In diesen Jubel stimme ich dezidiert *nicht* ein und schlage einen Blickwechsel vor: einen liebevollen Blick auf Bestehendes und Überliefertes – wenn man so will: einen *lutherischen* Blick auf die Kirche, keinen *bilderstürmerischen*.

Vor gut 500 Jahren (1521/22) hätte Martin Luther auf der Wartburg allen Grund gehabt, dem ›konstantinischen System‹ der römischen Kirche mit samt seiner Symbole und Traditionen ein rasches Ende zu wünschen. Karstadt und andere räumten in Wittenberg die Kirchen leer, begannen, die Altäre zu zerstören und die Statuen zu entfernen. Luther erkannte die Notwendigkeit, dagegen vorzugehen und unmittelbar von der Wartburg zurückzukehren. Invokavit 1522 begann er, gegen die Bilderstürmer zu predigen. Er konnte trotz aller Kritik an kirchlicher Theologie und Praxis Gewachsenes wertschätzen, an der »Messe« festhalten (bis 1525 sogar auf Latein), die Gebäude und ihre Ausstattung würdigen.

Von Luther lernen, das hieße heute vielleicht: mit einem Lob der Kirche einzusetzen. Mal nicht vom Sterben reden, von leblosen Hüllen und der baldigen Kollision mit dem Eisberg, sondern die Pfunde und Talente würdigen (Mt 25,14–30; Lk 19,12–27), damit sie nicht vergraben, sondern engagiert eingesetzt werden. Selbst ein Ausgangspunkt bei den Zahlen lässt keineswegs nur den Niedergang erkennen, sondern auch sehen, dass sich gegenwärtig rund eine Million (!) Ehrenamtliche allein in den evangelischen Kirchen engagieren.²⁰ Rund 600.000 Hauptamtliche sind in der Diakonie tätig,²¹ ca. 1.900 arbeiten hauptamtlich als Kirchenmusiker:innen²² (was nur 10% der in der Kirche tätigen Kirchenmusiker:innen entspricht).

Bei einem wertschätzenden Blick lässt sich auch in unseren teilweise nur als schrumpfend wahrgenommenen Kirchen Wachsendes entdecken: etwa die Anzahl evangelischer Schulen oder evangelischer Kindergärten und Kindertageseinrichtungen.²³ Wenn irgendwo ein »Wachsen gegen den Trend« verzeichnet werden kann (das die EKD in ihrem Papier »Kirche der Freiheit« vor gut 15 Jahren sehen wollte!), dann hier!

Zu nennen wäre unbedingt auch die Kirchenmusik mit den derzeit rund 12.000 Kirchenchören, 6.600 Kinder- und Jugendchören, 5.600 Posaunenchören und 4.500 weiteren Chören bzw. Instrumentalkreisen und insgesamt fast einer halben Million Mitgliedern.²⁴

Und dann gibt es das, was leider nicht selten übersehen wird, weil es sich der gegenwärtig so beliebten quantitativen Logik entzieht: die Seelsorge etwa – in ihren unterschiedlichen Kontexten. Evangelische und katholische Geistliche sind da – in Krankenhäusern und Altenheimen, in Gefängnissen, im Militär und bei der Polizei. Das macht keine Schlagzeilen, aber das ist lebensverändernd für ›die Menschen‹ (um diese pauschale Bezeichnung auch einmal zu gebrauchen), die dort leben und arbeiten.

Ich hatte bereits darauf hingewiesen: Immer wieder ist die »Ortsgemeinde« besonderer Kritik ausgesetzt. Das war schon bei dem EKD-Papier »Kirche der Freiheit« aus dem Jahr 2006 der Fall, das gilt gegenwärtig wieder. Im Sommer 2021 legten Philipp Elhaus und Gunther Schendel ein Papier des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD mit dem Titel »Mit beiden Händen geht es besser. Innovation in der Kirche am Beispiel von Erprobungsräumen und Ambidextrie« vor.²⁵ *Ambidextrie* heißt wörtlich *Beidhändigkeit* und bedeutet schlicht, dass mit beiden Händen unterschiedlich und doch zusammenhängend gehandelt wird – wie beim Klavierspielen. In der Ökonomie werden mit diesem Begriff Prozesse beschrieben, in denen der klassisch strukturierte Teil eines Unternehmens weiterarbeitet (exploit-Modus) und ein innovativer Unternehmensteil Neues erkundet (explore-Modus). Als Beispiele für neue Wege werden etwa die Erprobungsräume der EKM und weiterer Landeskirchen erwähnt. Das Problem liegt m.E. darin, dass bei der Ambidextrie der eigentliche Schwung aus den neuen Formen kommt. Das Alte darf zwar noch mit dabei sein, ihm wird aber faktisch nur zugetraut, für eine begrenzte Zeit Ressourcenlieferant für das Neue zu sein (exploit!), das dann als das eigentlich Interessante erscheint (wobei die Verfasser betonen, dass dieses Gegeneinander-Ausspielen nicht das Ziel sein sollte!).

Aber sind etwa die Gemeinden vor Ort nur die klassisch strukturierten und letztlich zu überwindenden ›Unternehmensteile‹? Ich meine: Nein, denn in ihnen liegen m.E. die Potentiale für jede Kirchen- und Gemeindeentwicklung. Aus ihnen kommen die Ehrenamtlichen, die – wie das Jahr 2020 zeigte – immense Bedeutung für die vielfäl-

tigen kreativen neuen Wege von Gottesdienst und Verkündigung hatten und haben. In ihnen singen und musizieren die allermeisten der zahlreichen kirchlichen Chöre. Und auch starke digitale Angebote brauchen Netzwerke, die sich nicht immer, aber doch sehr häufig aus den Ortsgemeinden rekrutieren.

Was wäre, wenn wir liebevoll auf unsere Kirche blicken würden!? Ich meine, wir würden Potentiale entdecken. Vielleicht auch in dem, was viele gegenwärtig gar nicht mehr hören wollen: in den Traditionen, die wir pflegen und die nicht einfach schlecht oder altmodisch sind und entrümpelt werden müssten. Der Philosoph Byung-Chul Han diagnostiziert das »Verschwinden der Rituale« und stellt vor Augen, was wir mit ihnen verlieren. Rituale machen »die Zeit bewohnbar« und stiften eine »Resonanzgemeinschaft«, weil sie heilsam vom Selbst und seinem Erlebnisanspruch befreien und die »neoliberalen Dispositive wie Authentizität, Innovation oder Kreativität«, die das Neue wollen, aber doch nur »Variationen des Gleichen« bieten, in die Schranken weisen.²⁶ Han erwähnt auch die Gottesdienste der Kirchen als Beispiele für solche Rituale, die immer wieder von einer ökonomischen Logik des Funktionalen befreien und gerade so heilsam-verstörende Orte inmitten dieser Welt sind. Interessant ist, dass auch Hans Joas und Hartmut Rosa in ihren neuen Überlegungen zur Bedeutung der Kirchen auf die Kraft ihrer durchaus traditionellen sozialen und rituellen Praktiken verweisen – und auf die provokativen Inhalte, für die die Kirchen stehen.²⁷

3.2 Potentiale im Raum und Potentiale der Räume

Bis zum Jahr 2006 stand in Zöbiger südlich von Leipzig eine Kirchenruine, die auf den ersten Blick nicht gerade nach Potential aussieht, sondern eher nach Abriss und Abbruch (eindrucksvolle Bilder finden sich im Internet²⁸). Manche könnten das Bild einer solchen Ruine wohl generell als Symbol für den gegenwärtigen Zustand der Kirchen sehen (vgl. die oben ausführlich beschriebene Variation 1); und für andere erweisen sich gerade die gut 20.000 Gebäude einer »steinreichen« evangelischen Kirche in Deutschland als (Bau-)Last.

Zöbiger allerdings ist ein Beispiel dafür, wie aus einer Ruine etwas Neues entstehen kann. 1942 brannte die alte Kirche bis auf die Grundmauern nieder und stand als Ruine eher nicht beachtet in einer Gegend, die ohnehin vom Braunkohletagebau bedroht war. Es kam die Wende und aus

ehemaligem Braunkohlegelände wurde das Leipziger »Neuseenland«. Gleichzeitig entstand die Idee, aus der alten Ruine etwas zu machen – eine Fahrradkirche zum Beispiel, einen Ort für Tourist:innen und Pilger:innen (und durchaus auch für die, die in der Gegend wohnen), ein Miteinander von Natur und Kultur und Kirche. Im Alten entdeckten Menschen das Potential für Neues. Seit Oktober 2006 wird gebaut und verändert; und inzwischen ist aus der Ruine eine Fahrrad- und Kulturkirche geworden mit einem Dachstuhl und einem lichtdurchlässigen, transparenten Dach.



Abb. 1: Fahrradkirche Zöbiger, Foto: Dr. Kerstin Menzel



Abb. 2: Fahrradkirche Zöbiger während einer Inszenierung mit dem Titel »Magnificat – eine Begegnung mit Maria« im Oktober 2022, Foto: Alexander Deeg

Kirchenräume machen exemplarisch deutlich, wie ich mir eine *transformative Kirchenentwicklung* vorstellen kann. Sie haben – besonders, aber nicht nur, wenn es sich um orts- oder stadtbildprägende Kirchen handelt – einen hohen symbo-

lischen Wert – auch für die, die keine Gottesdienste besuchen (wie die zahlreichen Kirchbauvereine vor allem im Osten Deutschlands zeigen). Wenn die Räume offen stehen, werden sie als Räume der Stille, zu Gebet, Meditation oder schlicht einer Aus-Zeit mitten am Tage genutzt (und entfalten so in der Zeit der Corona-Pandemie besondere Bedeutung).

Sie sind aber zugleich eine Transformationsaufgabe. Es gibt ein Potential der Räume – und ein Potential, das die Kirchen im Raum entfalten. Kirchenräume lassen sich mit unterschiedlichen Playern entdecken und ›bespielen‹. Es ist verheißungsvoll, Menschen aus dem Sozialraum mit ihren Ideen in die Kirche zu lassen und neue Kooperationen zu suchen.

Auf diese Weise entwickelt die – 2022 mit dem Preis der Stiftung KiBa ausgezeichnete – Leipziger Heilandskirche gerade ein »Zentrum Westkreuz«. Bereits zu DDR-Zeiten erwies sich der 1887 geweihte neugotische Bau als zu groß, und es wurde ein Untergeschoss abgetrennt, das als Lager für nicht mehr gebrauchte kirchliche Gegenstände diente; der obere Teil reichte für die Feier der Gottesdienste völlig aus. Vor einigen Jahren entstand die Idee, die Kirche für den Stadtteil zu öffnen – und zu sehen, was geschieht. In den unteren Teil wurden Fenster eingebaut und die nicht mehr gebrauchte Kirchenkunst wurde ausgelagert. Gerade werden die Räume unten renoviert; und es ist bereits eine neue Treppe zwischen ›unten‹ und ›oben‹ entstanden, die beide Teile einladend miteinander verbindet. ›Unten‹ darf und wird Vieles stattfinden, was im bewegten Leipziger Westen einen Ort sucht; und der Weg nach ›oben‹ steht offen, so dass dort keineswegs nur Gottesdienste gefeiert werden müssen. Die Kirche wird sich in den nächsten Jahren mit dem Stadtteil entwickeln und verändern – und es bleibt abzuwarten, was im »Westkreuz« geschieht.

3.3 Potentiale der »Volkskirche« als öffentliche Kirche

Ich finde leider noch kein besseres Wort, spreche von »Volkskirche« und sehe ihr Potential. Dabei verstehe ich »Volkskirche« nicht in einem quantitativen Sinn. Es ist mir bewusst, dass die evangelischen Landeskirchen und die katholische Kirche seit einigen Monaten quantitativ zum ersten Mal eine Minderheit sind in Deutschland. Auch verstehe ich »Volkskirche« nicht in dem Sinn, dass wir aufgrund unserer immensen Wichtigkeit überall dabei sein und gehört werden müssten,

dass Pfarrgehälter beamtenrechtlich geregelt sein müssten und Bischofsgehälter vom Staat bezahlt.

Nein, es geht mir um die »Volkskirche« in ihrer Offenheit und ihrer Öffentlichkeit, in ihrer Pluralität und Vielfalt. Es geht mir um eine Kirche, in der Menschen ganz unterschiedlich oder auch gar nicht fromm sein dürfen – und gerade so dazugehören. Es geht mir um eine Kirche, die den Zweifelnden einen Ort eröffnet, den Suchenden und den Fragenden – und denen, deren Mund voll des Lobs ist, weil sie Gottes Gegenwart erfahren. Keine Kirche der nur entschiedenen Christen, sondern derer, die immer zugleich »Gerechte und Sünder« sind. Es geht mir um eine Kirche, in der ganz unterschiedliche Gottesdienste gefeiert werden können. Vielleicht könnte ich auch schlicht sagen: Es geht mir um eine lutherische Kirche im besten Sinn des Wortes: um eine Kirche für die *iusti et peccatores*, die Gerechten und Sünder, um eine Kirche, von der immer auch gilt – wie Luther schrieb: »Abscondita est ecclesia, latent sancti«, »Verborgen ist die Kirche, verborgen die Heiligen.«²⁹ Es geht mir um eine Kirche der Vielfalt und um eine Kirche, die weiß, dass nicht ›in ihr drin‹ das Eigentliche stattfindet und wir uns daher ausstrecken müssten nach den »Menschen da draußen«, sondern eine Kirche der offenen Türen, die damit rechnet, dass Gott längst auch »da draußen« ist.

4. Wozu ist die Kirche da? Oder: Die theologische Logik

In dem bereits zitierten Papier der EKD-Synode aus dem Jahr 2020 heißt es gleich zu Beginn: »Die schwindende Akzeptanz von Kirche und ihrer Botschaft geht einher mit einer tieferliegenden Glaubenskrise« (Z. 65f). Das stimmt – aber genau dazu äußert sich das Papier erstaunlicherweise nicht weiter. Und genau an diesem Punkt bleiben viele der Reformideen und Umbaupläne erstaunlich stumm. Neue Kommunikationswege werden gesucht – Social Media und anderes, was der digitale Raum bietet. Dagegen gibt es nichts zu sagen; aber solange wir uns nicht mindestens genauso intensiv mit der Frage beschäftigen, was wir da eigentlich kommunizieren – könnten wir's auch lassen, und unsere Botschaften in die Sozialen und sonstigen Medien gestreut wären nichts als »tönendes Erz oder klingende Schelle« (1Kor 13,1).

Teilweise gilt Veränderung an sich schon als Ausweis von Qualität – und in ganzen Abteilungen in Kirchenämtern arbeiten Theolog:innen an Strukturfragen – und nicht an Inhalten. Dabei hat

die Corona-Krise auch dies deutlich gezeigt: Kirchen haben in erfreulicher medialer Vielfalt kommuniziert; doch teilweise wurde ›die Botschaft‹ als zu bekannt und erwartbar wahrgenommen: Dass Gott ›dabei ist in der Krise‹ und wir daher ›Hoffnung haben dürfen‹, genügte vielen nicht.³⁰ Es kann sein, dass das geläufige Modell der »Kommunikation des Evangeliums« inzwischen hochgradig dysfunktional geworden ist. Ganz entgegen seiner ursprünglichen Intention wird es teilweise so verwendet, als hätten wir ›ein Evangelium‹, das wir nur noch zielgerichtet, milieorientiert und in verschiedenen medialen Formaten ›kommunizieren‹ müssen. Dabei war die Idee von Ernst Lange und anderen, die den Begriff programmatisch ins Spiel brachten, gerade umgekehrt: Was Evangelium heißt, zeigt sich erst *in* verschiedenen kommunikativen Konstellationen und durch die immer neue Kommunikation.

Kirche benutzt die Vokabel »Gott« vielfach zu routiniert (und ich nehme mich hier selbst gar nicht aus). Anstatt das Leiden an der Gottesfinitis auszuhalten und auszudrücken, scheinen wir gefangen in einer hochgradigen Positivität, die toxisch werden kann. Der Glaube Israels und der Kirche ist Glaube an einen Gott, der immer auch der verborgene ist (Jes 45,15). Alles andere wäre – mit Luther – *theologia gloriae*, eine problematische »Theologie der Herrlichkeit«, die der »Theologie des Kreuzes« ausweichen würde.

Kirche ›hat‹ Gott nicht und teilt ihn nicht aus, sondern erfährt ihn (oder auch nicht), wird von ihr immer neu ins Leben gerufen und bleibt in Bewegung, auf der Suche nach ihm:ihr – als Pilgerin auf dem Weg. Und damit bin ich wieder bei der Eingangsfrage: Wozu ist die Kirche da? Allerdings will ich sie nicht in ihrer funktionalistischen, sondern in ihrer theologischen Logik begreifen.

Kirche muss nicht versuchen, ein irgendwie etwas veraltetes Produkt (das Evangelium) neu unter die Menschen (›da draußen‹) zu bringen, sondern ist mit diesen Menschen unterwegs zu Gott, in Gottes Zukunft, an den Ort, der alle unsere Orte transzendiert und so Augen öffnet, unsere Füße auf den Weg bringt und die Welt verändert.

Diese Bewegung bricht die Grenzen zwischen »Innen« und »Außen« beständig auf. Es geht nicht darum, dass wir die ›da draußen‹ ›retten‹, sondern dass wir *mit ihnen* Gott suchen. Martin Luther meinte einmal: »Ein Christ steht nicht im Worden Sein, sondern im Werden [...]. Darum, wer ein Christ ist, der ist kein Christ, d. h. wer da

meinet er sei schon ein Christ geworden, der ist nichts.«³¹

Wozu ist die Kirche da? Um als Gemeinschaft der Gefundenen zugleich eine Gemeinschaft der Suchenden zu bleiben. Kirche als Gott-Sucherin, die immer neu erwartet, sich selbst von Gott zu empfangen – das wäre die Perspektive, die zu Leidenschaft und Gelassenheit, zu Bescheidenheit und zu immer neuen Aufbrüchen jenseits der quantitativen Imperative und jenseits aller Todes-Krisen-Rhetorik führt. Hinein in die Suche nach Gott und in die Feier Gottes und hinein in die Welt, in die wir gesandt sind – ganz selbstverständlich und nicht, weil wir die Menschen ›da draußen‹ gewinnen wollen.

Gott feiern, als ob es nichts Selbstverständlicheres gäbe.

Gott die Not klagen, weil es jetzt nötig ist.

Mit Gott in die Welt gehen – und so Kirche sein.

Anmerkungen:

¹ Vortrag (digital) in der Evangelischen Akademie Tutzing am 9. Dezember 2022. Der Stil der mündlichen Rede ist beibehalten. Teile des Vortrags gehen zurück auf meinen Artikel: Alexander Deeg, *Die Kirche stirbt? Plädoyer für einen veränderten Blick und eine andere Rhetorik*, in: <https://zeitzeichen.net/node/9434> [Zugriff vom 03.02.2023].

² Vgl. Martin Buber, *Ich und Du*, in: ders., *Das dialogische Prinzip*, Gerlingen 61992, 5–136; vgl. dazu auch Uwe Schauß, *Noch einmal »Ich und Du«*. Im Dialog mit Martin Bubers Klassiker nach hundert Jahren, Würzburg 2022.

³ Vgl. Buber, *Ich und Du*, 7.

⁴ Ebd.

⁵ A.a.O., 8.

⁶ Vgl. a.a.O., 12.

⁷ A.a.O., 20.

⁸ Vgl. Hans Joas, *Warum Kirche?*, Freiburg i. Br. 2022.

⁹ Vgl. Hartmut Rosa, *Demokratie braucht Religion*, München 2022.

¹⁰ Vgl. nur z.B.: <https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/theologie/universitaetsgottesdienste/010722.html> [Zugriff vom 04.02.2023].

¹¹ Wenn ich von ›der Kirche‹ rede, dann ist das reichlich undifferenziert. Es müsste zweifellos unterschieden werden zwischen den Kirchen hier bei uns und in der weltweiten Ökumene, zwischen den wachsenden Kirchen im globalen Süden und den schrumpfenden Kirchen in Zentral- und Nordeuropa, aber auch zwischen der Kirche, die wir im Credo bekennen (›Ich glaube die heilige, christliche Kirche ...‹), die eine und unsichtbare Kirche, und all den krisenhaften Sichtbarkeiten ihrer jeweils konkreten Realisierung hier und jetzt. Ich gehe hier und im Folgenden von den evangelischen Kirchen in ihrer landeskirchlichen Gestalt aus und rede primär von ihnen.

¹² Daniele Wakonigg, *Die Kirche stirbt*, <https://hpd.de/artikel/kirche-stirbt-haltet-sie-nicht-kuenstlich-am-leben-16779>.

¹³ Alle Zitate finden sich bei: Heinzpeter Hempelmann, *Schwache Kirche unter den Verheißungen eines starken Gottes. Wie die Kirche Zukunft gewinnen kann*, greifbar unter: https://heinzpeter-hempelmann.de/wp-content/uploads/2021/06/hph-Schwache-Kirche_starker-Gott.pdf.

¹⁴ <https://www.strategiekongress.org/>.

¹⁵ CA VII: »Item docent, quod una sancta ecclesia perpetuo mansura sit [...]«

¹⁶ Vgl. zur aktuellen Relevanz apokalyptischer Narrative: Alexander Kenneth Nagel, *Corona und andere Weltuntergänge. Apokalyptische Krisenhermeneutik in der modernen Gesellschaft*, Bielefeld 2021.

¹⁷ <https://www.ekd.de/zwoelf-leitsaetze-zur-zukunft-einer-aufgeschlossenen-kirche-60102.htm> [Zugriff vom 04.02.2023; die Zeilenangaben im Folgenden beziehen sich auf das Dokument in seiner Beschlussfassung].

¹⁸ Die »Metamoderne« wurde u.a. von den Philosophen und Kulturwissenschaftlern Timotheus Vermeulen und Robin van den Akker zur Beschreibung einer gegenwärtigen »structure of feeling« als heuristische Kategorie (nach der Postmoderne) ins Spiel gebracht; vgl. nur z.B. www.metamodernism.com.

¹⁹ »Der Sonntag« vom 30.10.2022, 1.

²⁰ Vgl. <https://www.ekd.de/statistik-haupt-und-ehrenamt-44292.htm> [Zugriff vom 04.02.2023].

²¹ Vgl. <https://www.diakonie.de/auf-einen-blick> [Zugriff vom 04.02.2023].

²² Vgl. <https://miz.org/de/statistiken/hauptamtliche-kirchenmusikerinnen-in-der-evangelischen-kirche> [Zugriff vom 04.02.2023].

²³ Vgl. https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/statistik_evangelische_schulen_2020.pdf; [Zugriff vom 04.02.2023]; vgl. auch *Kinder in die Mitte! Evangelische Kindertageseinrichtungen: Bildung von Anfang an Eine Handreichung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland*, Leipzig 2020, 30.

²⁴ Vgl. <https://miz.org/de/statistiken/chor-und-instrumentalgruppen-in-der-evangelischen-kirche?term=kirche&filter%5Bresource%5D%5B0%5D=Statistik&position=1> [Zugriff vom 04.02.2023].

²⁵ Vgl. <https://www.siekd.de/mit-beiden-haenden-geht-es-besser/> [Zugriff vom 04.02.2023].

²⁶ Alle Zitate aus Byung-Chul Han, *Vom Verschwinden der Rituale. Eine Topologie der Gegenwart*, Berlin 2019, 9–24.

²⁷ Vgl. dazu auch Christian Polke, *Wozu (noch) Kirchen? Warum das Christentum der Demokratie weiterhin guttun kann*, in: *zeitzeichen 2* (2023), 8–11.

²⁸ Vgl. <https://www.martin-luther-kirchgemeinde.de/fahrradkirche/das-projekt/> [Zugriff vom 04.02.2023].

²⁹ Martin Luther, *De servo arbitrio*, WA 18, 652.

³⁰ Vgl. Alexander Deeg, *Weltdeutung in der Predigt? Eine traditionelle Deutungsmacht in der Krise*, in: Rochus Leonhardt (Hg.), *Deutungsmacht in Krisenzeiten*, Leipzig 2022, 127–149.

³¹ Martin Luther zu Mt 13,45f., zitiert nach Erwin Mühlhaupt (Hg.), *D. Martin Luthers Evangelienauslegungen*, Bd. 2: *Das Matthäusevangelium* (Matthäus 3–25), Göttingen 1973, 488. D

Herausforderungen als Chance – Wie die Zukunft der Kirche gelingen kann

Dr. Annekathrin Preidel, Präsidentin der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Erlangen

(Anrede),

ich danke Ihnen sehr herzlich für die Einladung zu einem Vortrag im Rahmen des Themenschwerpunkts zum Jubiläumsjahr der Akademie unter dem Titel »Vorausdenken«. Vorausdenken – das wird von uns als Kirchenleitung verlangt. Das ist unsere tägliche Übung, wenn wir unserer Verantwortung, diese Kirche in die Zukunft zu führen, gerecht werden wollen. Die Herausforderungen, vor denen wir stehen, sind hinlänglich bekannt: Demographischer Wandel, Pluralisierung und Individualisierung der Gesellschaft, Traditionsabbrüche und damit verbunden der Verlust der Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation, steigende Austrittszahlen, Nachwuchsmangel und die Aufarbeitung von Missbrauch. Wir stehen an der Schwelle zu einer Zeitenwende. Wir spüren, wie stark und wie schnell sich die Welt verändert. Die Komplexität der Prozesse auf den verschiedenen Ebenen löst Unsicherheit aus. Und diese hat Rückwirkung auf unsere Kirche, denn Kirche ist immer Kirche in der Welt.

Ich gliedere meinen Vortrag in drei Teile:

- Herausforderungen aus persönlicher Perspektive
- Herausforderungen aus kirchenleitender Perspektive
- Zukunftschancen

Ich bin weder Expertin für Zukunftsantworten noch gelingt es mir, durch einen Blick in die Glaskugel vorauszusagen, wie unsere Kirche 2060 aussehen wird. Ich weiß es schlichtweg nicht, aber ich sehe in den Herausforderungen, vor denen wir stehen, Möglichkeiten und Chancen. Ich vertraue darauf, dass unserer Kirche eine Zukunft verheißen ist! Und das nicht aus einem übersteigerten, blauäugigen Optimismus, sondern weil ich versuche, verschiedene Blickrichtungen einzunehmen. Diese möchte ich mit Ihnen in meinem Vortrag teilen, ohne zu verschweigen, dass ich in diesen Tagen ein kleines, ganz persönliches Jubiläum feiere, und dass ich es gerade hier in Tutzing im Rahmen einer Tagung zur Zukunft unserer Kirche tue, ist für mich eine

besondere Fügung: Vor genau 20 Jahren wurde ich – nachdem ich mich zuvor sehr frei und kreativ ehrenamtlich in der Kirche in Kindergottesdienst, Konfirmandenkursen und ökumenischen Projekten engagiert hatte, – in den Kirchenvorstand meiner Heimatgemeinde und zugleich als Frauenbeauftragte meines Dekanats gewählt. So lernte ich meine Kirche erstmals von ihrer Organisationsstruktur her kennen – und das gleich auf zwei Ebenen. Aus der Idee mitzugestalten und Verantwortung zu übernehmen wurden 20 Jahre, in denen ich mich – spätestens mit der Wahl in die Landessynode, dann aber auch in die EKD-Synode und in die VELKD-Generalsynode schwerpunktmäßig mit der Zukunft der Kirche resp. der Kirche der Zukunft befasste und so das kleine und das große Einmaleins der Gremienarbeit und Kirchenleitung unserer Landeskirche kennenlernte. Ich hatte dabei den Anspruch an mich selbst, dass mir meine Kreativität und Begeisterung im Engagement für unsere Kirche durch die Erdschwere der Gremienarbeit nicht abhanden kommen.

Hinter meiner Motivation, Kirche nicht nur in meiner kleinen Kirchengemeinde, sondern auch auf der Ebene der Landeskirche mit zu gestalten, standen grundlegende Fragen:

Wie können wir in einer spirituell immer bedürftiger werdenden Gesellschaft vom Evangelium Jesu so reden, dass wir die Menschen mit der frohen Botschaft erreichen?

Wie kann unsere Kirche Orientierungshilfen in einer immer komplexer werdenden Welt geben?

Wie kann sich unsere Kirche aufstellen, um die Relevanz für das Leben der Menschen neu zu gewinnen?

Wie kann eine Kirche aussehen, die sich in den weiten Raum der Hoffnung auf das Reich Gottes hineinstellt und in der die Zukunft des Reiches Gottes zum Vorschein kommt? Was vermittelt eine solche Kirche in der heutigen Zeit?

Wie kann man eine in Jahrtausendealter Tradition verwurzelte Organisation zum Aufbruch bewe-

gen? Wie bekommen wir – so das Motto der Zukunftskonferenz der Kirchenleitung hier in Tutzing in diesem Sommer – »das Ding zum Fliegen«? »Das Ding« – das ist unsere schwerfällige, behäbige Kirche.

Diese Fragen begleiteten mich in den drei Phasen der 20 Jahre meiner Gremienarbeit, von denen ich Ihnen kurz berichten möchte.

Phase 1: Butterbrezeln und bunte Punkte
Oder: Die große Ernüchterung

In der Phase von ca. 2002 bis 2010 wurde die Frage nach der Zukunft der Kirche eher verdrängt, die Kirchensteuereinnahmen sprudelten trotz Mitgliederrückgang auf Grund der guten Konjunkturlage und gaukelten Prognosen vor, von denen wir heute wissen, dass sie unrealistisch waren. Die Idee der Vorsteuerung, d.h. des Entkoppelns der Ausgaben von den Einnahmen, um zusätzliche Mehreinnahmen zur Abfederung für die Zukunft zu verwenden, war noch nicht geboren, eine mittelfristige Finanzplanung ebenfalls noch nicht, nur die Landesstellenplanung ließ bereits ahnen, dass sich etwas ändern muss.

Landeskirchenweite Beteiligung an inhaltlichen Themen war stark von sozialwissenschaftlichen Konzepten der 1970er Jahre geprägt und bestand zumindest, was die Steuerung der Dekanatsfrauenarbeit anbelangte, 2002 darin, dass man sich jeweils in den Gremien oder auch zentral zu einem Thema traf. Es gab Kaffee, Tee und Butterbrezeln in Hülle und Fülle, und man ging nicht auseinander, ohne an eine Wand zu vorgegebenen Thesen bunte Punkte zu kleben. So sah Partizipation aus, so wurden Meinungen abgefragt, Prioritäten sichtbargemacht, so wurde quasi gleichberechtigt abgestimmt. Man war beschäftigt. Selten hörte man, was mit den bunten Punkten geschah, bestenfalls landeten sie in einem Fotoprotokoll und dann in einer wie auch immer geformten Ablage. Für mich, die ich im weltlichen Bereich in der Organisationsentwicklung tätig war, war dies höchst unbefriedigend. Zu viel Zeit und zu viel Geld für zu wenig Zielorientierung und zu wenig Konkretion. Zu wenig Wahrnehmung des weltlichen Alltagsgeschehens der Menschen! Und vor allem zu wenig Zutrauen in die Verantwortung von Ehrenamtlichen. Die große Ernüchterung: Mein eigentlicher Erfahrungshorizont war überhaupt nicht gefragt, sondern ging unter im bunten Punktebad. Ich will nicht so weitgehen, zu sagen, dass allein dies für mich eine Herausforderung war, die mich irgendwann ins Präsidium der VELKD- und später in der

ELKB-Synode führte, aber ein gewisser Ehrgeiz aus meiner Unzufriedenheit heraus beflügelte mich seitdem. Aus meiner Sicht musste sich schon vor 20 Jahren etwas ändern. Denn schon damals galt das, was für jede Organisation – nicht nur für Kirche – gilt: In Zeiten, in denen sich die Kontexte, in denen wir leben, sehr schnell verändern, muss eine Organisation sich an zukünftigen Herausforderungen orientieren und Spielräume für langfristige Entwicklungen öffnen, um nicht im Modus der permanent lähmenden Selbstbezogenheit und Selbstgenügsamkeit zu versinken.

Phase 2: Profil und Konzentration

Bewegung spürte ich auf dem Weg zum Reformationjubiläum 2017. Die Frage nach der Zukunft der Kirche rückte mehr in den Fokus und damit auch die Frage, ob oder inwiefern es so weitergehen kann wie bisher. Und so nutzte ich ab 2014 die Möglichkeiten, die das Amt einer Präsidentin der Landessynode und die zeitgleiche Neubesetzung der Stelle des Planungsreferenten der ELKB mit sich brachten, um Innovationen anzuregen und mitzugestalten. »Profil und Konzentration« wurde geboren. Den Weg zum Reformationjubiläum 2017 nutzten wir als die Chance, um einen Zukunftsprozess auf den Weg zu bringen. Er mündete in die Beschlüsse der Coburger Synode 2017, mit denen...

Phase 3: Umsetzung von Profil und Konzentration

... der Transformationsprozess unserer Landeskirche eingeleitet wurde, in dessen Umsetzung wir uns aktuell befinden und der ein Aufbruch derer ist, die nicht im Alten verharren wollen: weg von den vielen Verwaltungshürden und Selbstbeschäftigungen, hin zur Orientierung am Menschen in der Kirche Jesu Christi: die Umsetzung der Landesstellenplanung mit der Möglichkeit von Pfarreibildungen, Möglichkeiten des Erprobens und Ausprobierens, wie es durch die m.u.t-Projekte derzeit erfolgt, eine neue Wahrnehmung der ehrenamtlichen Arbeit, die Neubessinnung auf das Pfarramt, Verkauf oder Umwidmung von Gebäuden, Identifizierung von Doppel- und Dreifachstrukturen und das Nutzen von Synergien. Vom »Alle machen alles und bieten überall dasselbe an« hin zu Angeboten, die speziell an die individuellen Wünsche und Bedürfnisse der Menschen an ihren Orten angepasst sind. Dies gilt auch und erst recht für die Beteiligung von Betroffenen von sexualisierter Gewalt in unserer Kirche, weg von einer Abfertigung und statistischen Erfassung hin zu echter Partizipation

und Mitgestaltung. Wir lernen voneinander und entwickeln uns gemeinsam!

Doch treten wir noch einmal einen Schritt zurück: Zukunft passiert nicht einfach, Zukunft will gestaltet sein. Es liegt an uns, wie unsere Zukunft aussieht. Man kann sich ihr auf zwei Weisen nähern:

zum einen rational, funktional und voraus-berechnend. Dies mündet in Prognosen,

zum anderen fantasierend und fasziniert über Visionen und Utopien.

Vielleicht wählte die Synode 2014 ganz bewusst eine Biologin in das Präsidium, die von beidem Wissen hat, von der statistischen Wahrscheinlichkeitsrechnung und von der Einordnung der Erkenntnisse der Neurologie im Blick auf die Neuordnung der Synapsen, durch die der Mensch das Neue in sich selbst produziert und so in die Lage versetzt wird, seine Sichtweisen auf die Welt immer wieder neu zu justieren. Beide Perspektiven über Prognosen oder Utopien haben Vor- und Nachteile. Nähert man sich der Zukunft über die statistische Wahrscheinlichkeitsrechnung an, nutzt und interpretiert man Daten, dann entwirft man auf deren Basis Modelle und entwickelt daraus Trends. Diese liefern Hilfestellungen für Entscheidungsoptionen, allerdings nur dann, wenn man die Daten nicht einfach nur anhäuft. Die Gefahr der Entscheidungs lähmung – Paralyse durch Analyse – kann auch zu endlosen Diskussionsschleifen über die Vor- und Nachteile der Optionen führen und konsequentes Handeln blockieren.

Nähert man sich der Zukunft durch Anregung von Fantasie und Emotionen, dann entwirft man quasi eine fiktive Zukunft, Science-Fiction arbeitet so. Man mag diese Methode als den Landeplatz für Ideen im Wolkenkuckucksheim abtun, aber wer keine Bilder des Neuen vor Augen hat, wird das Neue nicht erkennen können. Wem die Fantasie und der Sinn für Bilder einer ganz anderen Wirklichkeit fehlen, wird das Neue nicht sehen. Zukunftsvisionen haben Sinn, weil sie uns inspirieren und weil sie uns – so utopisch sie sein mögen – den Unterschied zwischen dem, was ist, und dem, was sein könnte, vor Augen führen und unsere Sinne für die Zukunft wecken. So auch das Bild einer Kirche, die abhebt und fliegt!

Auch die Bibel ist voll von Zukunftsbildern. Sie nähert sich der Zukunft über eine weitere Dimension an – über den zukünftigen Ereignisraum als

Raum der Sehnsucht und der Hoffnung, in dem wir empfangen, was auf uns zukommt – unvorhersehbar, überraschend. Wenn wir geleitet von den Hoffnungsbildern der Bibel über Herausforderungen als Chance nachdenken, dann rechnen wir mit Gott. Wir fragen, wie eine Kirche aussehen würde, in der die Zukunft des Reiches Gottes zum Vorschein kommt. Und wir fragen, was eine solche Kirche vermittelt. Ich bin davon überzeugt, dass die Kirche weniger Organisation, sondern vielmehr Vermittlerin zwischen der Welt und einem Reich sein muss, das nicht von dieser Welt ist. Das Reich Gottes, diese gerechte, gute und lebenswerte Welt Gottes und seiner Menschen, ist ja in vielen verschiedenen Versuchen anders zu leben, anders zu wirtschaften, anders zu handeln, anders zu denken, schon heute sichtbar. Es prägt wie ein Wasserzeichen des christlichen Glaubens das Handeln der Menschen, die Jesus nachfolgen, und macht deutlich, dass die Vision einer Kirche der Zukunft sich nicht auf eine Idee für eine ferne Zukunft, die wir alle nicht mehr erleben, reduziert. Sie reduziert sich auch nicht auf eine Utopie, die wir allenfalls imaginieren. Nein, das Reich Gottes ist mitten unter uns. Seine Lichtstrahlen kommen durch die Textur unserer Gegenwart hindurch zum Vorschein. Sie setzen den Kräften der Eigennützigkeit, der Gleichgültigkeit und der Ungerechtigkeit in dieser Welt etwas entgegen. Sie machen sensibel für Orte, an denen das Reich Gottes bereits jetzt überraschend durchschimmert. In genau dieser Spannung zwischen der Welt, wie sie ist mit all ihren Zerrissenheiten, Krisenerfahrungen und Sorgen, und dem Reich Gottes, das mitten in den Erschütterungen aufscheint, leben wir. Diese Ambivalenz leitet zentral unser christliches Handeln. Diese Ambivalenz macht unser Handeln – auch unser kirchenleitendes Handeln – nicht leichter, aber sie stärkt uns mit einer Kraft und einer Hoffnung, die Mut macht für die Zukunft. Sie gibt uns die Zuversicht, Möglichkeiten und Chancen, die entdeckt werden wollen, tatsächlich zu entdecken.

Wenn wir von dieser Perspektive geleitet von Hoffnungsbildern der Bibel von Herausforderungen als Chance sprechen, dann haben wir etwas zu sagen, das uns von anderen unterscheidet. Wir können von Gott erzählen, der selbst ein Gott der Veränderung ist. Er fordert zu Veränderung auf und begleitet in der Veränderung. Ebenso wie Jesus von Nazareth. Er erzählte den Menschen immer wieder vom Reich Gottes, breitete vor ihnen seinen großen Traum aus, weckte in den Menschen eine neue Hoffnung und veränderte so den Gang der Dinge. Er forderte Menschen in seiner Nachfolge auf, alte Sicherheiten hinter sich

zu lassen und Gewohntes aufzugeben und machte damit deutlich: Der Anbruch von Gottes neuer Welt erfordert das Zerbrechen alter Ordnungen, um neue Räume zu öffnen für das überraschende Handeln Gottes. Nun ist das Reich Gottes nicht die Kirche, aber als Kirche bauen wir mit an seinem Reich.

Die positiven Erfahrungen aus unserer Kirchengeschichte geben uns Mut und Gelassenheit inmitten der Herausforderungen, denn vor etwa einhundert Jahren, vor etwa fünfhundert Jahren und vor etwa zweitausend Jahren war die christliche Theologie Initiatorin, Mitinitiatorin, Deuterin und Mitgestalterin von Epochenschwellen und kulturellen Paradigmenwechseln. Jesus, der Rabbi aus Nazareth, Paulus, der Vordenker und Systematiker des christlichen Glaubens, Augustinus, einer der einflussreichsten Theologen der christlichen Spätantike, Thomas von Aquin, der wichtigste Theologe des Hochmittelalters, Martin Luther, der Reformator, Friedrich Schleiermacher, der Kirchenvater der Moderne, Karl Barth und Rudolf Otto, die theologischen Seismografen des Ersten Weltkriegs, Dietrich Bonhoeffer, der Mann in der Zelle von Tegel – sie alle transformierten Umbrüche in Aufbrüche. Sie alle lebten, dachten und glaubten so gegen Krisen an, dass es ihnen gelang, diese als Keimzellen visionärer theologischer Neuanfänge zu begreifen. Ihnen allen wuchs die Kraft der Metanoia zu – also des Umdenkens des Gewohnten. Sie alle hatten als Kinder ihrer Zeit die Kraft, ihre Zeit in Ideen zu fassen und über sich hinaus zu treiben.

Wenn wir uns also mit den Herausforderungen befassen und sie als Chancen entdecken wollen, dann sollten wir uns nicht in Rückwärtsträume flüchten, nicht jammern und wehklagen über verlorene Marktanteile, leere Kirchen oder öffentlichen Bedeutungsverlust, sondern das tun, was unser Auftrag und unsere Chance als Christen und Christinnen ist: An der Gestaltung einer Welt mitarbeiten, in der wir gerne leben wollen, Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft benennen, uns um die Not der Menschen kümmern, mit der anarchischen Leidenschaft der Liebenden, die geheimnisvolle Kräfte mobilisiert, einen Überfluss an Ideen produziert und umsetzt.

Und wir sollten auch unser Kirchenbild auf den Prüfstand stellen. Sind wir als Kirche eine Organisation, die sich lediglich um ihre Mitglieder kümmert, die denen, die dabei sind und die sich engagieren, bestimmte Dienste und Wegbegleitung liefert? Dann würden wir keinen Unterschied machen. Oder gehen wir als Kirche über den

Kreis der Mitglieder hinaus? Sind wir dafür Menschen, die uns brauchen, egal, ob sie durch die Kirchensteuerfinanziell solidarisch sind mit dem, was wir tun, oder nicht, egal, ob sie in den Gottesdienst kommen oder nicht? Sind wir bedingungslos da, wo Begleitung, wo Hilfe, wo Gespräch, wo Segen und Seelsorge, wo Trost und Begleitung gebraucht werden oder ist das an Voraussetzungen und Bedingungen geknüpft – Kirchensteuer gegen Segenshandlungen?

Das Z-Team der EKD hat zwölf Leitsätze für die Zukunft der Kirche formuliert hin zu neuen kirchlichen Sozialformen, die den Kontakt mit dem Evangelium für möglichst viele Menschen aller Generationen bahnen und fördern. Ein Vers aus dem Dankpsalm Davids steht als Leitmotiv über den Zukunftsimpulsen der EKD. Es lautet: »Hinaus ins Weite«. Der Weg unserer Kirche in die Zukunft gelingt, wenn wir ihn mit Weitsicht, mit Mut und mit Gottvertrauen gehen. Das Z-Team benennt klar, was dies bedeutet und worum es auch in unserem Zukunftsprozess »Profil und Konzentration« geht: Offenheit, nicht Rückzug, Aufbruch zu Neuem. Stärkung von Bewährtem und Abschied von Vertrautem. Vernetzung und Bereitschaft für gelingende Zusammenarbeit der Kirchengemeinden im Sozialraum als Form der gelebten Partizipation und Teilhabe.

Die Zukunft unserer Kirche wird von Menschen leben, die in der Kraft des göttlichen Geistes voller Hoffnung, Zuversicht und Vertrauen auf Gottes Führung Kirche sein wollen. Sie wird von Menschen leben, die einander annehmen und mitnehmen auf Wege der Freiheit und des Glaubens. Sie wird von Menschen leben, die eine lebendige Vorstellung geben von Gottes Möglichkeiten in dieser Welt, die barmherzig sind, die für das Gute in der Welt kämpfen.

Wie kann es gelingen, dass wir uns nicht von den negativen Zukunftsszenarien und von der Angst vor der Zukunft leiten lassen, sondern bei der intensiven Suche nach Orientierungen und Konzepten für die Zukunft der Kirche Möglichkeitsräume schaffen?

Für mich waren hier die Reisen mit dem Landesbischof nach Südostasien und vor allem Mittelamerika besonders eindrücklich. Ich sehe diese Erfahrungen in der Begegnung mit dem Fremden, die ich auf diese Weise machen konnte, unter der Überschrift: Take a walk on the wild side! Denn es war tatsächlich eine Begegnung im tropischen Regenwald, die mir die Augen dafür öffnete, wie einfach Kirche auch gelebt werden kann. In Costa

Rica waren wir mitten in der Natur von einer Familie in ihre Holzhütte eingeladen. Von den vier Hühnern, die sie besaß, pickten drei auf dem Lehm Boden unter dem Esstisch. Das vierte wurde als Festmahl in einem großen Topf mit allerlei unbekanntem Zutaten für uns als Ehrengäste serviert, während uns die gastgebende Familie von der neuen mitten im Regenwald errichteten Kirche berichtete. Die Kirche, ein sehr schlichtes Gebäude, wurde mit finanzieller Unterstützung der ELKB gebaut und wird als eine große Kostbarkeit gepflegt. Kein Prachtbau, aber ein Ort und Ankerplatz, der den Menschen heilig ist, der ihnen geistlichen Schutz bietet, ein Hoffnungsort. Dies ist nur ein Beispiel von vielen, die deutlich machen: Die Reisen mit dem Landesbischof brachten mein Weltbild ins Wanken und justierten meinen Blick auf unsere Kirche neu. Sie führten mir vor Augen, dass das, was wir hier für die Wirklichkeit halten, immer nur ein Ausschnitt der Wirklichkeit ist und vielleicht nicht einmal der entscheidende. Sie lehrten mich, dass das vermeintlich Allzusebstverständliche nicht selbstverständlich ist. Sie machten mir deutlich, dass es hilfreich ist, in die Nöte und Hoffnungen anderer Menschen unter anderen Lebensbedingungen zu schlüpfen, um neue Sichtweisen zu entwickeln. Gerade jetzt im Rückblick auf die letzten zwei Jahre der Corona-Pandemie wurde mir deutlich, dass das, was wir durch Covid 19 zwei Jahre lang als Jahrhundertkatastrophe wahrgenommen haben, für Milliarden von Menschen auf der Welt Alltag ist. Das Gefühl permanenter Bedrohung, Einschränkung und Unfreiheit, die Atmosphäre ständiger Unsicherheit, die Unmöglichkeit, langfristig zu planen, die dauernde Gefahr schwer zu erkranken oder zu sterben hat in der Begegnung mit Christ:innen in der Einen Welt meinen Erfahrungshorizont geprägt. Krankenhäuser, in denen es nicht genug oder keine Intensivbetten gibt. Regierungen, die überfordert oder korrupt sind. Kinder, die nicht in die Schule gehen können, aber auch kein Notebook für den digitalen Fernunterricht haben und die auf der anderen Seite ja sowieso bei der Ernte helfen müssen. Es hat sich in der Zeit des Lockdowns der Corona-Pandemie gezeigt, dass wir Menschen der westlichen Welt nach Jahrzehnten der Stabilität und Sicherheit verlernt haben, wie man Krisen begegnet, nämlich nicht hysterisch oder durch lustvolles Zeigen mit dem Finger auf Sündenböcke, sondern eher kraftvoll widerständig und würdevoll – aus dem Evangelium heraus. Nirgends sind mir so viele Lutherrosen begegnet wie in den christlichen Gemeinden in Mittelamerika und Südostasien. Schon in den Kindergärten lernen die Kinder sie von klein auf als Symbol für lutherisches Selbst-

bewusstsein kennen. Wenn es also um die Herausforderung geht, unsere Kirche hier in Bayern in die Zukunft zu führen, dann sollten wir die Lutherrose auch bei uns als »evangelisches Markenzeichen« neu entdecken. Gesellschaftliche Verantwortung der Christ:innen und Vergewisserung im Glauben müssen stärker Hand in Hand gehen und als Kraftquelle neu sichtbar gemacht werden. Wir sollten den empfundenen Bedeutungsverlust nicht kontrolliert in Strukturen gießen, sondern Platz für die Entfaltungsmöglichkeiten des Evangeliums schaffen.

Wo liegen die Chancen für unsere Kirche konkret?

Die Chance des Perspektivwechsels

Spätestens seit der Freiburger Studie 2019 pfeifen es die Spatzen von den Dächern: Die christlichen Kirchen sind in der Krise. Nun ist eine Krise per se nicht das Schlechteste. Sie ist dann nicht das Schlechteste, wenn wir ihr nicht mit Angst begegnen, sondern in ihr Entscheidungssituationen wahrnehmen. Dominieren Angstgefühle und existentielle Unsicherheiten – oder erfahren wir Krisenzeiten als Zeiten, in denen Widerstandskräfte wachsen? Ziehen wir uns in unsere Schneckenhäuser zurück, stecken wir nach der Vogel-Strauß-Taktik den Kopf in den Sand, frei nach dem Motto: Was ich nicht sehen kann, existiert nicht? Reagieren wir mit Jammern und Klagen? Oder sehen wir Krisen als Zeiten der Weiterentwicklung und der Veränderung, des Umbruchs und des Aufbruchs, in denen Neues entsteht?

Krisen als Entscheidungssituationen zu sehen, Weggabelungen vor Augen zu haben für verschiedene Richtungen, in die man gehen kann, das gelingt nur, wenn man furchtlos ist. Wir haben das schmerzvoll während der Pandemie erfahren. So war auch Covid zunächst nicht der Innovationsbeschleuniger – im Gegenteil. Die Pandemie lähmte. Sie stellte alles auf den Kopf, änderte über Nacht Rhythmen, Denkmuster und Routinen. Wir waren zurückgeworfen auf uns selbst. Gefangen in der Ungewissheit lebten wir zunächst mit dem Tunnelblick auf eine Zukunft, die ad hoc völlig offen und ohne Konturen war. Erst nach und nach erwuchs aus der Situation der Pandemie ein Lernprozess. Erst nach und nach veränderten sich aus der Krisensituation die Blickrichtung und die Erkenntnis, dass die Dekonstruktion der Gegenwart – so schmerzlich diese auch ist – Ideen für eine neue Zukunft erzeugen kann. Wir lernten in den Monaten des Stillstands und der Zwangsentschleunigung eine neue Freiheit, nämlich buchstäblich mit Abstand

auf die Organisationsabläufe und auch auf unseren Zukunftsprozess »Profil und Konzentration« zu schauen und noch einmal neu zu fragen, was die Menschen von unserer Kirche wirklich erwarten. Wir waren gezwungen auf Distanz zu gehen, nicht nur zu den Menschen, sondern auch mit Abstand auf uns, unser Leben, unsere Hamsterräder, auf das vermeintlich Selbstverständliche und Gewohnte zu sehen. Und darin lag zugleich die Chance, auch für die Kirchenleitung. Plötzlich musste völlig anders geplant werden, völlig anders organisiert werden. Die Konstituierung der Landessynode fand nicht wie gewohnt in der Bayreuther Stadtkirche statt, sondern an der Autobahn A3 im Eventzentrum mit angegliederter Autobahnkirche der Familie Strohofer. Ganz nach dem Motto: »Take a walk on the virtual side!« erkannte sie im abrupten Stillstand durch den Lockdown neue Möglichkeiten im virtuellen Raum. Durch die Einführung digitaler Sitzungsformate entfiel aufwendiges Reisen, das Ehrenamt war wesentlich besser organisierbar. Die Chancen, die wir gerade auch im Digitalen identifiziert hatten für eine Weiterentwicklung unserer Kirche, für deren Umsetzung uns aber der Mut fehlte, wurden jetzt greifbarer. Damit gelang es uns während der Pandemie auch in der Landessynode unsere kirchenleitende Verantwortung wahrzunehmen, und gleichzeitig den Zukunftsprozess unserer Landeskirche mit neuen Ideen für weitreichende Veränderungen weiterzuentwickeln. In der Weiterentwicklung der Ideen der Zukunftskonferenz in diesem Sommer hierin Tutzing lagen nun vor zwei Wochen bei der Tagung der Landessynode die ersten Gesetze und Eckpunkte zur Beschlussfassung vor, durch die die Leitungsstrukturen auf allen Ebenen unserer Landeskirche den veränderten Verhältnissen angepasst werden. »Das Ding« fliegt noch nicht, aber es nimmt auf der Startbahn Fahrt auf und gewinnt langsam an Flughöhe.

Die Chance vom Auftrag her zu denken

Unser Auftrag ist es, die frohe Botschaft von Gottes uneingeschränkter Liebe und Gnade weiterzugeben, dafür sollten die Kirchentüren und -fenster sperrangelweit offenstehen – für und mit anderen, für alle, die uns suchen und für alle, die uns brauchen. Wenn die Kirche sich wieder auf ihr Alleinstellungsmerkmal, die Frohe Botschaft, konzentriert und ihren reichengeistlichen Schatz neu zum Leuchten bringt, kann sie nur gewinnen. Wenn sie die alten Texte und Rituale aktualisiert, auf unsere Zeit hin deutet, dann kann ihr tradiert Gehalt wieder neu entdeckt werden. Wenn sie nah bei den Sorgen und Nöten der

Menschen ist, ihnen zuhört, für sie da ist, sie ernst nimmt und sie tröstet, dann ist Hoffnung kein leeres Wort. Wir haben uns in dem Zukunftsprozess unserer Landeskirche zunächst nicht mit strukturellen Fragen und Fragen der Neu-Organisation befasst, sondern wir haben nach unserem Auftrag gefragt. Wir haben Antworten auf die Frage gesucht, die Jesus dem blinden Bartimäus stellt: Was willst Du, das ich für dich tue? Bereits in den 2010er Jahren hatten wir mit den f.i.t.-Projekten in unserer Landeskirche dazu Erfahrungen gesammelt. f.i.t. steht für »fördern, initiativ werden, teilhaben«. Mit diesem Programm wurden diakonische Projekte gefördert, die im Dekanat und in den Sozialraum vernetzt Menschen in Altersarmut und Alleinerziehende, Jugendliche und Migranten in den Blick nahmen, um diese gezielt zu unterstützen. Daraus entstanden 60 interessante Projekte, aus denen zum Beispiel die Vesperkirchen hervorgingen. In meiner Nachbargemeinde entwickelte sich ein kleines diakonisches Projekt für Menschen in Armut zu einem großen ökumenischen Netzwerk, das mit der Grundschule, mit Projekten im Sozialraum und mit Kulturveranstaltungen, von vielen Ehrenamtlichen getragen ein großer Erfolg war und ist. Selbst Menschen, die durch das Projekt unterstützt wurden, arbeiteten am Ende ehrenamtlich in dem Projekt mit – ein Empowerment, das den Menschen neue Möglichkeiten aufzeigte, über das eigene Leben bestimmen zu können, und diese auch behutsam begleitend umsetzte. Aktuell hat sich innerhalb dieses Projekts, das seit über zehn Jahren ein bewegliches Netzwerk ist, z.B. ein Smartphone-Kurs entwickelt. Ältere Menschen erhalten eine Einführung und Unterstützung beim Nutzen ihres Smartphones und Tablets per Hausbesuch über die Kirchengemeinde. Vor zwei Jahren haben wir ein weiteres Vernetzungsprojekt gestartet: m.u.t. – missional – ungewöhnlich – im Tandem – ein ähnlicher vernetzter Projektaufbau, aber hier steht der missionale Aspekt im Vordergrund. m.u.t und f.i.t. – beide Projektprogramme bringen zum Ausdruck, was tief in die DNA unseres Glaubens eingegraben ist: Gott ist ein Gott der Veränderung, der zu Veränderung aufruft, der mitgeht, und der da ist, wo immer wir ihm in unserer Mitte Raum geben. Die größte Hürde, die wir von Anfang an identifiziert hatten, fällt uns allerdings noch sehr schwer: die Chance zu sehen, die im Loslassen liegt.

Die Chance des Loslassens

Wir alle wissen: es sind die Routinen und Gewohnheiten, die uns oftmals den Blick für Neuerungen verstellen. Sie habeneine magische An-

ziehungskraft, weil sie es ermöglichen, dass Prozesse ohne viel Nachdenken quasi automatisch laufen. Mit solchen Routinen bewältigen wir unseren Alltag und lassen dabei außer Acht, dass Routinen auch lähmen können und Dynamik verhindern. Um dynamisch zu bleiben, brauchen wir Störungen des Normalbetriebs, Erschütterungen, so wie die öffentliche Aufdeckung von Missbrauch die Grundfesten der Kirche seit Anfang der 2000er zum Beben brachte und immer noch bringt. Solche Unterbrechungen, das Hinterfragen von Abläufen brechen Muster auf und rütteln wach. Es gilt loszulassen, um nicht in der Dauerschleife liebgegener Traditionen und Gewohnheiten gefangen zu bleiben, blind zu werden und den toten Winkel außer Acht zu lassen. Es stellt sich doch die Frage: Wie kommt die Störung sinnvoll in die Organisation? Das ist Führungsaufgabe, genauso wie es Führungsaufgabe ist, Beharrungsenergien zu identifizieren und den Veränderungswillen zu befördern. Es sollte nicht gleich eine Pandemie sein, die als Störfaktor Veränderungen beschleunigt. Aber letztendlich war es doch das Coronavirus, das uns geholfen hat, noch einmal genauer auf die Prozesse zu schauen. Ich bin davon überzeugt, dass die Kirche nicht weniger wird, wenn wir uns in der Kunst des Loslassens und des Weglassens üben. Abschiede vom Alten gehören dazu, um dem Neuen zu begegnen – ganz im Sinne des Propheten Jesaja: »Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige«, sagt Gott dort. »Denn siehe, ich will Neues schaffen. Jetzt wächst es auf. Erkennt ihr's denn nicht?« Es geht darum, die Scheuklappen abzulegen. Es geht darum, sich zu trauen, dem Status Quo und dem oft als ausweichendem Argument hervorgebrachten Mantra bewährter Abläufe »Das haben wir schon immer so gemacht« eine klare Absage zu erteilen, unsere Denkfesseln durch das Einkehren neuer und frischer Gedanken zu lösen, den Frischekick für den Glauben und das Gemeindeleben zuzulassen. Mit dem Blick über den Tellerrand – outside the box – gilt es, bestehende Prozesse zu hinterfragen, neue Impulse zu setzen und Beteiligung zu ermöglichen.

Der LKR der ELKB arbeitet hierzu intensiv an einem Strategieprozess und ermöglicht mit dem neuen digitalen Format EINBLICK Partizipation von Mitarbeitenden, Leitungspersonen, Ehrenamtlichen etc., um möglichst viele Menschen auf die spannende Reise in die Zukunft mitzunehmen und das Mindset, die Haltung innerhalb der Organisation und damit auch Denk- und Handlungsmuster zu verändern. Die Übung in der Kunst des Weglassens und des Loslassens ist die Chance!

Sie führt zur Entdeckung der Einfachheit. Die Kunst der Entdeckung der Einfachheit erfordert die Kunst der Unterscheidung und die Kunst der Entscheidung.

Die Chance neuer Orte

Was mir in der Zeit der Pandemie besonders deutlich geworden ist: Für Verlässlichkeit, Nähe und Präsenz unserer Kirche braucht es konkrete Orte, die beheimaten und die begeistern. Es braucht Seelenorte im besten Sinne! Das so wertvolle Netzwerk der Kirchengemeinden ermöglichte in der Zeit der Pandemie spontanes Reagieren vor Ort. Für den Umgang mit Covid gab es keine Muster, aber es gab eine Gemeinschaft, die getragen hat und die trägt – eine Gemeinschaft für Kirchnahe und Kirchenferne. Mit glaubwürdigen Angeboten unter besonderen Bedingungen, in dem Spagat zwischen Nähe und Distanz, – analog und digital – wurde deutlich, wie wir die Nähe zu den Menschen herstellen können. Dank der großen Flexibilität und Kreativität der Haupt- und Ehrenamtlichen in unseren Kirchengemeinden fanden sich neue Kommunikationswege zu den Menschen – zu Alten und Jungen, in der Stadt und auf dem Land. Die tagsüber geöffneten Kirchen, die verschiedenen Angebote, wie die Gestaltung von Gebetswänden, das Öffnen virtueller Räume, Singen und Posaunenmusik auf Kirchtürmen und Balkonen, in Gärten und in den Innenhöfen der Seniorenheime, der mobile Altar auf dem Anhänger eines Traktors – all das machte deutlich: Wenn unsere Kirche in Zukunft Relevanz haben will, dann muss sie zuverlässig Orte der Gemeinschaft und der Gottesbegegnung ermöglichen, Orte, an denen sich Himmel und Erde berühren, Orte, an denen Menschen Antworten auf ihre Fragen erhalten, die sie sonst nicht bekommen. Orte der Begegnung und Gemeinschaft, des Innehaltens, des Vertrauens und der Hoffnung, Orte der Weitergabe des Glaubens, die dem traditionellen Kirchenbild folgen und Orte, die dies nicht tun. Das können auch Orte im digitalen Raum sein. Wichtig ist, dass es einladende Orte sind, an denen unsere Kirche das Evangelium den Vertrauten und den Suchenden, den Fragenden und den Fernstehenden, den Zweifelnden und den Hoffenden so nahe bringt, dass es Herz und Seele berührt.

Ein für mich sehr eindrückliches Projekt unserer Landeskirche in diesem Sommer sei an dieser Stelle erwähnt. Es entdeckte den Friedhof als Ort neuer Begegnungsmöglichkeiten. Mit dem Projekt »...unendlich still« stellten zeitgenössische Künstler:innen auf sechs Friedhöfen in allen Kirchen-

kreisen Werke aus, die ich mit den existenziellen Grenzerfahrungen und den letzten Fragen des Lebens auseinandersetzen. Ein umfangreiches Begleitprogramm mit je eigenen Eröffnungsveranstaltungen, Künstler:innengesprächen, Vorträgen und Konzerten vor Ort ließen neue Begegnungsräume entstehen mit Friedhofsbesucherinnen, mit Trauernden, mit Kunstinteressierten.

Die Chance des Blicks von außen
oder was wir von Miles Davis lernen können

Jazzgrößen wie Miles Davis oder Duke Ellington setzten bewusst auf maximale Vielfalt, um sich vor zu viel Konsens zu schützen. So sagt der Trompeter Sean Jones über Miles Davis: »Miles heuerte so unterschiedliche Musiker an, weil er immer auf der Suche nach einem Sound war, den es noch nie zuvor gegeben hatte. Wenn man seine eigenen Freunde anheuert, wird es zu einer Clique. Wenn man Leute von überall her anheuert, kann man sofort seinen eigenen Vibe kreieren. Keiner hat Hemmungen, weil niemand aus dem gleichen Umfeld kommt. Miles Davis hat das sehr gut gemacht: Wenn er eine Band anheuerte, hat er nie seine Freunde angeheuert. Könnte Kirche vom kreativen Jazz lernen auf der Suche nach einem neuen Sound und nach Vibes, die es noch nie zuvor gegeben hat? Ich denke schon! Wichtig ist es aus meiner Sicht, die Außenperspektiven nicht auszuklammern. Zur Frühjahrssynode 2022 luden wir bewusst Menschen mit einer Außenperspektive auf unsere Kirche ein. Einer von ihnen war der Zeit-Online-Journalist Alexander Krex (Jahrgang 1982), gebürtiger Ostberliner. Als Suchender, nicht Wissender, stellte Alexander Krex uns Synodalen Fragen zur Kirche in der Gegenwart. Er forderte die Kirche auf, Berührungspunkte zu schaffen, ohne aufdringlich zu sein. »Keine geistliche Anremplung bitte!« – so sein Wunsch an uns. Menschen seien auf der Suche. Dahinter verberge sich die Sehnsucht nach einer »echten Auseinandersetzung mit dem Hier und Jetzt, die im Alltag nicht zu gelingen scheint«. Das bedeutet in der Folge, dass Kirche genau dieser Ort sein kann und muss, an dem deutlich zwischen den letzten und den vorletzten Fragen unterschieden wird, ein Ort, an dem Antworten auf die Frage nach dem Sinn des Lebens und des Sterbens gesucht werden. Und, so Krex, Kirche muss nicht unbedingt modern sein: »Wenn das Innere der Kirche nur eine Verlängerung des modernen Draußen ist, weiß ich nicht, warum ich sie überhaupt betreten soll.« Aus meiner Sicht darf die Kirche der Zukunft getrost ein Raum sein, in dem nicht nur das Gute getan und über das Gute geredet wird, sondern in dem Menschen

ermutigt werden, über das zu sprechen, was sie unbedingt angeht. Wir sollten daher nicht müde werden, Diskussionen darüber anzustoßen, was Menschen glauben. Die Kommunikation des Evangeliums wird wesentlich befördert, wenn die Kirche ein Ort ist, an dem unterschiedliche Menschen Lust haben, authentisch von der Hoffnung, vom Vertrauen und von der Sehnsucht zu reden, die in ihnen ist.

Die Chance der Seelsorge

Eine wichtige Chance liegt in der Seelsorge. Sie ist Grundaufgabe unserer Kirche. Und hier denke ich insbesondere auch an die Kapellen, die Andachtsräume, die Räume der Stille und die Gebetsräume in unseren Krankenhäusern, Pflegeheimen, Hospizen. Diese sind Orte, an denen wir die Brüchigkeit und die Endlichkeit des Lebens in besonderer Weise spüren. Es ist gut, dass es hier Kapellen gibt. Sie sind Kraftorte – auch für Ärzt:innen, Pflegepersonal und Angehörige. Aber auch Pflege und Krankenbetten selbst sind Orte, an denen sich Himmel und Erde berühren. Und es ist gut, dass es hier Seelsorgerinnen und Seelsorger gibt, die – quasi als Fallschirmspringer:innen Gottes – vermitteln, dass die christliche Hoffnung auf den Sieg des Lebens niemals endet – allen unheilbaren Krankheiten und allen schwindenden körperlichen und geistigen Kräften zum Trotz. Genau hier wird in besonderer Weise deutlich, dass Spiritual Care, Palliative Care und die Sorge für die Seelen eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben kirchlichen Handelns und kirchlichen Lebens sind. An der Haltung zur Seelsorge zeigt es sich, wie ernst wir es als Christinnen mit unserem Glauben meinen und ob wir wirklich an eine Wirklichkeit glauben, die uns retten kann, wenn die Kräfte unseres Körpers erschöpft sind. Wir können mehr als nur Sorge um die Gestaltung der diesseitigen Welt anbieten. Wir können öffentliche, kollektive Seelsorge betreiben – nach Katastrophen, Attentaten und in Pandemien. Als Kirche der Seelsorge sorgen wir letztlich für die innere Balance unserer Gesellschaft und unseres Staates, der nicht alle Risiken des Lebens minimieren und schon gar keine Ewigkeitsgarantien verleihen kann. Ich bin fest davon überzeugt: Die Welt braucht heute dringender denn je eine Kirche, die für die Seele dieser Welt sorgt, weil diese aufgeschreckte Welt ihr Heil und ihren Frieden nicht bei sich selbst finden kann. Haben wir den Mut dazu, in diesem Sinne eine Kirche der Seelsorge zu sein! Und eine Kirche, die ihr Vertrauen nicht verspielt. Aus dem Evangelium lebt unsere Kirche von dem Vertrauen, das in sie gesetzt wird – als Institution, als Netzwerk von Kirchengeme-

meinden, Diensten und Einrichtungen, als Anwältin für die Schwachen, als sensible zivilgesellschaftliche Akteurin. Weil sie von diesem Vertrauen lebt, darf sie dieses Vertrauen nicht verspielen. Die Erschütterungen durch die Erkenntnisse über sexuelle Gewalt und den damit verbundenen Macht- und Vertrauensmissbrauch innerhalb der Organisation unserer Kirche müssen uns dauerhaft beunruhigen. Es ist unsere Verpflichtung, die Perspektive der Betroffenen einzunehmen, uns für ihre Belange einzusetzen, mit ihnen zureden statt über sie, sie einzubeziehen und dafür zu sorgen, dass Menschen im Raum der Kirche keine Wunden zugefügt werden. Es muss selbstkritisch und sensibel alles dafür getan werden, dass sich alle sicher, geschützt und geborgen fühlen können, die die Nähe der Kirche suchen. Sexualisierte Gewalt muss konsequent und streng geahndet werden. Der Schutz der Betroffenen hat oberste Priorität. Wir müssen gemeinsam mit ihnen durch Maßnahmen zur Prävention, Intervention, Aufarbeitung und Hilfe alles dafür tun, dass sexualisierte Gewalt keinen Platz und keinen Ort mehr in der Kirche Jesu Christi hat. Und wir tun es bereits und haben ein starkes Team, das die Betroffenen begleitet. Zusammen mit diesem Team müssen alles dafür tun, dass unserer Kirche ein Ort ist, der zuverlässig mit Vertrauen verbunden ist. Wir müssen alles dafür tun, dass unserer Kirche das Gütesiegel für Verlässlichkeit und Vertrauen heilig ist.

Die Chance der Gastfreundschaft

Gastfreundschaft und Gottesbegegnung gehören eng zusammen; denn Gastfreundschaft ermöglicht Gottesbegegnung. Unser Glaube ist auf die Erfahrung der Gastfreundschaft angewiesen. Aus Gottesbegegnung entsteht Gottesbeziehung. Die Bibel ist voll von Geschichten, die davon erzählen, dass Gott und die Menschen beim Gastmahl zusammenkommen und sich einander mitteilen. Das größte Gastmahl Gottes ist das Heilige Abendmahl, durch das wir der Wirklichkeit Gottes in Wort und Geist und Gemeinschaft begegnen. Durch das Teilen, das Erinnern, das Erzählen erfahren wir eine große geistliche Kraft. Gott kommt uns entgegen. Er spricht in Jesus Christus eine große Einladung in die Zukunft aus. Viele neutestamentliche Erzählungen berichten davon und haben das Bild der Tischgemeinschaft in besonderer Weise geprägt. Der Tisch des Herrn, an den Christus uns als bunte Gemeinschaft einlädt, steht nicht irgendwo im Jenseits, sondern genau in dieser Welt! In dieser Welt mit all ihren Krisen. Wir, mittendrin, erfahren mit jeder Tischgemeinschaft eine Kraft und eine Hoffnung, die

uns hilft zu leben, dunkle Lebenssituationen zu bewältigen und gestärkt zu werden. Gastfreundschaft heißt, dass unser Vertrauen, das wir in Gott gründen, langsam und immer tiefer hineinwachsen kann in ein großes Vertrauen zueinander. Von diesem Vertrauen lebt christliche Gemeinde. Von diesem Vertrauen lebt Gemeinschaft. Darum ist es so wichtig, dass es Gelegenheiten und Orte gibt, sich zu begegnen, in den Kirchen, in den Gemeindehäusern, aber auch an anderen Orten, auf dem Marktplatz, in Cafés, in Bistros, in Gesprächsrunden im Internet. Da, wo Gottes Heiliger Geist weht, dort, wo wir Brot und Wein miteinander teilen, da wo er uns seinen Segen zuspricht, ist Jesus immer mitten unter uns. In den kleinen Gesten des Trostes, des Teilens, der Geduld, des Zuhörens und der Fürsorge wird seine Liebe sichtbar gelebt und weitergegeben. In den bereits erwähnten Vesperkirchen wird dies sehr deutlich. Kein Wunder, dass deren Attraktion so groß ist. Eine warme Suppe, wenn es draußen kalt ist. Ein neuer Haarschnitt, der nicht nur Würde verleiht, sondern bei dem auch über den Kopf gestrichen wird. Das Teilen einer Brotscheibe in der Gemeinschaft einer Tischrunde. Das alles drückt diese Liebe und Leidenschaft für das Evangelium aus. Und damit wären wir bei der...

... Chance des Kostens

Ja – Sie haben richtig gehört – die Chance des Kostens, nicht der Kosten. Wenn ich von »Kosten« spreche, dann drehtes sich mal nicht um das liebe Geld, sondern dann geht es um die Sinneswahrnehmung und den Geschmack für die Freundlichkeit unseres Herrn Jesus Christus. Es geht um die tiefe Sinnlichkeit einer Kirche, die leuchtet und duftet. Das Bild des »Wohlgeruchs« verwendet schon der Apostel Paulus, um uns Christ:innen zu bezeichnen. Im 2. Korintherbrief schreibt er: »Wohin wir auch kommen, verbreitet sich die Erkenntnis Gottes wie ein angenehmer Duft, dem sich niemand entziehen kann.« (2. Korinther 2,14). Der Heilige Geist als das Parfum Gottes in der Welt! Er sorgt für eine duftende Atmosphäre, die wir tief inhalieren dürfen. Unser ganzes Wesen will der Heilige Geist damit fluten. Und wir Christen sollen diesen Duft in die Gesellschaft verströmen – quasi Duftmarken des Evangeliums setzen.

Birthe Blauth, eine Münchner Künstlerin, setzte dies in der Kasseler Elisabethkirche im Rahmen der documenta 15 in diesem Jahr mit »Poem of Pearls« um, einer Art Paradiesgarten, in den man durch ein Labyrinth vor der Kirche gelangte.

Schon aus der Ferne wies die Schrift »My Precious Pearl From Paradise« den Weg als Einladung zu einer besonderen spirituellen Erfahrung, zu Konzentration und innerer Einkehr. Mitten im Kirchenraum stand eine Schale mit Perlen, aus der sich jeder Besucher, jede Besucherin eine Perle nehmen durfte. Birte Blauth hatte das Kirchenschiff mit seinen angrenzenden, durch große Glasflächen einsehbaren Seitenhöfen draußen durchgängig mit satt grün leuchtendem, weichem Kunstrasen belegt. Der Geruchssinn wurde subtil beeinflusst. Von einer darauf spezialisierten Firma hatte sich Blauth einen »nach Weite, Meer und Himmel« duftenden Geruchsstoff entwickeln lassen, der über einen Verdunster in der Kirche verteilt wurde.

Die Chance der Ökumene

Waren 1990 noch 72 Prozent der Deutschen Kirchenmitglieder, ist diese Zahl in diesem Jahr erstmals unter die 50 Prozent-Marke gesunken. Damit sind katholische und evangelische Christ:innen selbst zusammengerechnet keine Mehrheit mehr. Hinter dieser Entwicklung steckt ein langfristiger Trend, der sich seit Jahrzehnten abzeichnet. Die Moderne hält viele attraktive Alternativen zu religiösen Gemeinschaftsformen bereit. Die Aufmerksamkeitsverschiebung vom Religiösen zum Säkularen hat die Konsequenz, dass sich die Menschen schleichend von der Religion abwenden, auch wenn sie sie gar nicht prinzipiell in Frage stellen. Religiöse Individualisierung, kulturelle Pluralisierung und Säkularisierung werden nicht aufzuhalten sein, schon gar nicht, wenn sich die Kirchen den gesellschaftlichen Trends verschließen und versuchen, sich gegen diese Entwicklungen institutionell zu behaupten oder sich voneinander abgrenzen. Deshalb sehe ich eine Chance darin, dass katholische und evangelische Kirche gemeinsam ihren reichen geistigen und geistlichen Schatz zum Leuchten bringen, indem sie die alten Texte und Rituale aktualisieren und auf unsere Zeit hindeuten und so ihren tradierten Gehalt immer wieder neu entdecken, dass sie mit Caritas und Diakonie nah bei den Wünschen, Problemen und Sorgen der Menschen sind, dass wechselseitige Beziehungen der Kirchengemeinden sich durch gemeinsame Projekte, Glaubenskurse und ökumenische Gottesdienste gegenseitig auch die Glaubwürdigkeit dessen stärken, wofür Christ:innen eintreten. Zusammengelegte Kräfte sind oft effektiver. Das zeigt im Übrigen aktuell ein Projekt der Nordkirche, das von evangelischer und katholischer Seite finanziert wird. Dingenskirchen – das ist der Titel einer Filmreihe im NDR, mit der Pastorin Ina

Jäckel aus Leer zu Begegnungen mit Menschen in ihrem Alltag und zu Fragen über Gott und die Welt. Niederschwellig werden Themen der Alltagswelt zu Themen der Kirche gemacht, moderiert von einer Pfarrerin, die sich den Menschen zuwendet und ihnen einfühlsam zuhört.

Mit dem Projekt »2017 gemeinsam unterwegs« kam es erstmals in der Geschichte zu einem ökumenisch verbindenden Reformationsgedächtnis, das vom Deutschen Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes auf evangelischer Seite und dem Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik auf katholischer Seite getragen wurde. Man verpflichtete sich auf fünf Imperative: Gemeinsamkeiten statt Unterschiede betonen! Nicht auf alten Positionen verharren! Die sichtbare Einheit als Ziel suchen! Aus der Kraft des Evangeliums leben! Zeugnis für Gottes Gnade geben! Mit diesen Imperativen wurden starke Zeichenökumenischer Verbundenheit und Verständigung gesetzt. Ein Impuls, der Hoffnung macht. Die regelmäßigen Konsultationen zwischen der VELKD sowie der EKD und Vertretern des Vatikans sind ein wichtiger und unverzichtbarer Teil des ungebrochenen ökumenischen Engagements der evangelischen Kirchen in Deutschland. Die Bilder der gemeinsamen Bootsfahrt von Mitgliedern der deutschen Bischofskonferenz sowie des Rats der EKD 2016 auf dem See Genezareth dokumentierten eindrücklich den gemeinsamen Willen zu einem intensiven ökumenischen Miteinander. Mehr noch als durch die Lehrgespräche und Treffen der Kirchenleitungen sind es aus meiner Sicht aber die bottom-up Prozesse in unseren Kirchengemeinden. Sie nehmen eine Entwicklung hin zu einem gemeinsamen ökumenischen Bekenntnis zu Jesus Christus längst voraus. Hier werden Augenblicke großer ökumenischer Intensität und Geschwisterlichkeit schon lange gefeiert. Von hier gehen längst deutliche Zeichen des gelebten Evangeliums aus. Zeichen gemeinsamen diakonischen Handelns, gemeinsamen Gebets – wie beim Weltgebetstag der Frauen beispielsweise. In Zeiten, in denen polarisierende Fliehkräfte das Zerbröseln unserer Demokratie und die Spaltung unserer Gesellschaft fördern, haben die christlichen Kirchen die gemeinsame Chance, starke Zeichen der Verbundenheit zu senden und Wege des Friedens, der Versöhnung und der Gerechtigkeit aufzuzeigen. Gerade in Corona-Zeiten haben viele kreative ökumenische Aktionen und gemeinsame Gottesdienste Menschen im Glauben gestärkt, ihnen Halt und Zuversicht gegeben. Ein Projekt aus München »was gibt halt.de« möchte ich an dieser Stelle stellvertretend für die zahlreichen ökumenischen Aktio-

nen an der Basis nennen. Ökumenische Feste, Projekte werden auf der Homepage dokumentiert und machen deutlich: Nicht im Geist konfessioneller Abgrenzung, sondern im Geist der Ökumene werden wir die Zukunft der Kirche gestalten können, denn wir haben trotz aller Unterschiede verstanden, dass der Geist Christi kein Geist der Abgrenzung, sondern der Versöhnung und des Miteinanders ist. Ökumene und interreligiöser Dialog sind unumgängliche Themen in einer sich immer pluralistischer gestaltenden Gesellschaft und zugleich sind sie eine Chance.

Die Chance, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein

»Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt!«, sagt Jesus in der Bergpredigt im fünften Kapitel des Matthäusevangeliums. Dies können wir als Kirche Jesu Christi in Wort und Tat widerspiegeln und verkörpern und damit das Gesicht unserer Gesellschaft prägen. Nur wenn die Radikalität der Bergpredigt, die Radikalität der Botschaft Jesu Christi, das weltverändernde Potential des Evangeliums, die Wirklichkeitserschütternde Kraft der prophetischen Verheißungen im Alltag der Menschen spürbar und erfahrbar wird, dann ist Kirche attraktiv, dann zieht sie die Menschen an. Christus begegnet Menschen durch Menschen. Es ist unsere christliche Mission, Licht auf die Ungerechtigkeit und auf das Unheil dieser Welt zu werfen und zu Anwälten derer zu werden, die im Dunkel sitzen. Das ist unsere Chance! Unsere Sprache ist das Licht. Verlernen wir diese Sprache nicht! Denn sie allein ist es, durch die die Welt in Wort und Tat durchscheinend wird für Gottes Gegenwart. Sie allein ist es, durch die die Welt daran erinnert wird, dass sie nicht mit sich selbst allein ist. Ich komme zum Schluss: Wir alle wissen, dass sich das Evangelium der Hoffnung, die wesentlich Hoffnung gegen den Trend ist, nur in Menschen verkörpert. Es braucht daher Menschen, die geistesgegenwärtig und sichtbar zu Zeichen dieser Hoffnung und zu Zeichen zukunftsfähigen Christseins werden. Es braucht Menschen mit Erfindungsgabe. »Ecclesia semper reformanda« heißt für mich also tatsächlich, dass

wir die Kirche in gewisser Weise immer wieder neu erfinden müssen, damit sie dem Geist ihres Herrntreu und auf diese Weise zukunftsfähig bleibt. Wir Christ:innen haben es selbst in der Hand: mit welcher Haltung wir Zeugen und Zeuginnen des Evangeliums sind, wie wir als Christ:innen miteinander umgehen und wie das Evangelium durch unser Leben in der Welt durchschimmert. Ob Menschen mit der Kirche in Kontakt kommen und in Kontakt bleiben und ob diese Kirche einen prägenden Eindruck bei ihnen hinterlässt, steht und fällt mit der persönlichen Präsenz jener Menschen, die die Kirche im Lebensraum der Menschen repräsentieren. Als Kirche leben wir in der Kraft des Heiligen Geistes. Wir müssen den Wind der Veränderung unserer Welt nicht fürchten, weil Gott selbst der große Weltveränderer ist. Bob Dylan dichtete und sang im Jahr 1964 ein Lied über die Veränderung. Eine Strophe daraus lautet: »You better start swimmin' or you'll sink like a stone. For the times they are a-changin'«. Wenn wir nicht schwimmen lernen, werden wir untergehen wie ein Stein. Denn die Zeiten ändern sich.

Die Herausforderung einer reformatorischen Kirche der Zukunft wird darin bestehen, nicht an ihrer eigenen bleiernen Schwere und Behäbigkeit unterzugehen, sondern immer wieder neu zum Ort der Inspiration und zum Stein des Anstoßes zu werden, der Kreise zieht. Im besten Fall bringen wir sie sogar zum Fliegen: leicht, wendig, ohne Bodenhaftung mit viel Aufwind. Natürlich brauchtes eine ganze Menge Fantasie, um als Kirche des Geistes und des frischen Windes Experimente der Veränderung zu wagen. Wir haben nicht nur eine Chance! Wir dürfen uns überraschen lassen und Andere überraschen! Wir dürfen dem Unerwarteten in unserem durchgetakelten, durchgeplanten und durchorganisierten Alltags- und Kirchenleben Raum geben. Wir dürfen und wir müssen offen für das Spontane und die unerwarteten Blickwinkel bleiben. Denn es könnte ja sein, dass es der Geist Gottes ist, der unsere gewohnten und eingefahrenen Wahrnehmungsmuster durchbricht! **D**

Theologie, wie und wo sie leibt und lebt

Prof. Dr. Klaas Huizing, Professor für Systematische Theologie und Gegenwartsfragen an der Universität Würzburg, Autor zahlreicher Romane

Nach vier Semestern im Online-Modus ist es spürbar wohltuend, Ihnen wieder ohne ein zwischengeschaltetes Medium in die Augen schauen zu können. Hans-Georg Gadamer, der Grandseigneur der Heidelberger Hermeneutik, der Lehre vom Verstehen, nannte Schaubilder stets Krücken des Geistes, deshalb verzichte ich auch auf die Assistenz durch eine Powerpoint-Präsentation und zugleich auf ein Manuskript, um ganz präsent zu sein.

Evangelische Kirche – wohin? So lautet der Titel der Konferenz. Man hört das mitgelieferte Seufzen, das sich in dieser Frage verbirgt. Orientierung ist gefragt. Deshalb vorweg eine Richtungsanzeige. Wo ist überhaupt Kirche? Eine erste Antwort als Arbeitsdefinition: Kirche ist dort, wo Zugänge zur Transzendenz, zum Heiligen oder Göttlichen eröffnet und erfahren werden können. Kirche ist also nicht nur die Kirche mitten im Dorf, das ist sie selbstredend auch, sondern erfahrbare Zugänge zur Transzendenz lassen sich in der Natur verstanden als Schöpfung, in der Literatur und der Kunst im weiten Sinne, in der Wissenschaft, in der Geschichte oder bei maßgebenden Menschen (Karl Jaspers) erschließen. Zugegeben. Diese Definition ist außerordentlich weit und Sie ahnen bereits, dass diese extreme Dehnung einer, wie es in der verknüpften Wissenschaftssprache heißt, pneumatologischen Grundierung, oder einfacher gesagt: dem Heiligen Geist geschuldet ist, der bekanntlich weht, wo er will. Man muss nur findig sein und ihn aufspüren.

Wirft man mit Dietrich Korsch einen knappen Blick in die Geschichte der Dogmatik, gibt es sehr wirkmächtige Versuche, den Ort des Transzendenzzugangs genauer zu beschreiben. Der ›protestantische Kirchenvater‹ Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher reagierte auf den Aufklärer und Alleszermalmer Immanuel Kant mit der Auskunft, Zugänge zum Heiligen nicht in der Welt der Erscheinungen, sondern im Bewusstsein auszumachen. Der mitgeschleifte, vor allem bei Albrecht Ritschl zum Ausdruck kommende Optimismus liberaler Theologie, die moderne Gesellschaft werde sich zum Reich Gottes entwickeln, geriet spätestens durch die desaströsen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs in die Krise. In den Schützengräben vor Verdun verstarb dieser Optimismus.

Die dialektische Theologie reagierte darauf mit einem neuen Vorschlag und entdeckte im Worte Gottes als Anrede den Zugang zur Transzendenz. Nach den Erfahrungen der Nazi-Herrschaft und des Zweiten Weltkrieges wurde in der Theologie des Nachkriegsdeutschlands die Frage nach Ziel und Sinn der Geschichte neu gestellt. Also nicht mehr im Bewußtsein, auch nicht im Wort Gottes, sondern im Rekurs auf die Geschichte sollte Transzendenz aufgespürt werden. Namentlich der Münchner Theologe Wolfhart Pannenberg glaubte in der Auferstehung Jesu Christi einen Vorfall (Prolepse) auf das Ende der Geschichte und das Ende der Welt erkennen zu können. Auch diese Deutung ist inzwischen ausgelaut, von einer Einheit der Geschichte mag niemand mehr reden. Wir stehen also vor einer neuen Wende in dieser Frage. Mein Vorschlag lautet: *Nicht im Bewusstsein, nicht im Wort Gottes, nicht in der Geschichte, sondern anfänglich im Leib gibt es Zugänge zur Transzendenz.* Diese Einsicht verdankt sich einem Import.

Der spürende Leib erschließt Zugänge zur Transzendenz

Um die Bodensichtkontrolle nicht zu verlieren, um lebensweltlich anschlussfähig zu bleiben, um auch universitär nicht in die Rand- und Einsiedelei abgedrängt zu werden, zeichnet die Systematische Theologie gerne Lehngeschäfte aus ihrer ältesten Nachbarwissenschaft: der Philosophie. Inzwischen ist sie resonanzoffen auch für Importe aus anderen Disziplinen wie der Soziologie oder der Psychologie. Gelegentlich wirkt es, als würden sehr heterogene Importe im Thermomix verarbeitet. Elegant, ohne zu stottern, verlaufen die Lehngeschäfte, wenn avancierte philosophische Modelle dabei helfen, verwahrloste Themenbestände der Theologie zu renovieren und ins Licht zu rücken. Ein Buffet neuer Möglichkeiten präsentiert sich dann, wenn es etwa gelingt, gegenwartskompetente *Zugänge zur Transzendenz* verfeinert durch neue Theoriesonden zu ermöglichen. Wo also ist der *Anknüpfungspunkt* für Zugänge zum Heiligen oder Göttlichen, bitte schön? Die Antwort ist verblüffend einfach: Es ist der *Leib*, genauer: der *spürende Leib*. Um den lange vergessenen Leib erneut zum Sprechen zu bringen, sind also Lehngeschäfte aus der Philosophie nötig. Ich habe einen Mastermind, nämlich

den vor einem Jahr gestorbenen Kieler Leib-Phänomenologen Hermann Schmitz. Er hat ein imposantes, zehnbändiges *System der Philosophie* auf den Weg gebracht. Die Rezeption hat zunächst eher schleppend eingesetzt, inzwischen kommt sie mächtig in Fahrt. Schmitz hat in seinem nicht nur seitenstarken System auch die praktische Philosophie nicht vergessen und (im Spätwerk) seine Leibtheorie für eine Lebenslehre, für eine Theorie gelingenden Lebens fruchtbar gemacht. Daran schließe ich an.

Der Philosoph Schmitz kennt keine Kontaktallergie mit der Theologie, denn seine Arbeiten zum Heiligen oder Göttlichen stehen in der Tradition von Rudolf Otto, der bekanntlich einen Bestseller zum Thema geschrieben hat: *Das Heilige*. Die Erfahrung des Heiligen ist durch zwei Gefühlsqualitäten gleichermaßen ausgezeichnet: durch das Erschrecken und die Faszination (Otto), durch ein Leib-Gefühl der Enge und Weite (Schmitz). Jeder, der einmal in nächster, kantennaher Präsenz einen gigantischen Wasserfall erlebt hat, kennt diese zwei verschränkten Gefühlsqualitäten. Nicht nur ästhetisch, sondern *religiös* ist diese Natur-Erfahrung dann, wenn man sie im Rahmen eines religiösen Weltgefühls deutet und Dank an eine Instanz adressieren kann, die größer ist als wir. *Schöpfung* ist jenes leiblich gegründete *Weltgefühl*, das die Welt als mit Sinn und Ziel versehen deutet. Aufgabe der Theologie ist es, das Element des *Tremendums* zu rationalisieren (oder zu entmythologisieren). Auch diesen Weg kann man bei Otto (in seinen Nachlassfragmenten) und bei Schmitz lernen. Wie aber lässt sich Transzendenzerfahrung im Rekurs auf den spürenden Leib für eine christliche Lebenslehre fruchtbar machen? Und warum ist eine Lebenslehre überhaupt ein sinnvolles Projekt?

Ich möchte kurz aus eigenen Erfahrungen in der Lehre berichten. Ich halte jedes Semester eine Vorlesung für Hörerinnen, die einen Schein in Gesellschaftswissenschaften machen müssen, sprich: drei oder fünf ECTS Punkte. Es kommen über vierhundert Studierende jedes Semester in die Vorlesung, die aus weit über tausend Studierenden ausgelost worden sind. Das sage ich mit Selbstbewusstsein, aber ohne Arroganz. Die Studierenden könnten auch zur Psychologie, zur Philosophie, zur Pädagogik, zur Sonderpädagogik gehen, sie wählen aber in großer Zahl die Theologie-Vorlesung. Und ich versuche ihnen nachhaltig deutlich zu machen, dass es wirklich klug ist, religiös auf das eigene Leben und die Mit-Welt zu schauen.

Der spürende Leib, so der Leibphänomenologie Hermann Schmitz, ist der *Urresonanzraum* von affektiver Betroffenheit. Alles, was auf uns heranstürmt, landet zunächst und zumeist beim Leib. Ich spreche vom spürenden Leib und meine damit nicht den tastbaren Körper. (Versuchen Sie einmal heute Abend eine Übung zu machen und am Leib konsequent hinunterzuspüren, legen Sie dabei die Hände in den Schoß und schließen Sie entschlossen die Augen. Dann merken Sie: das geht nicht. Man spürt allenfalls Leibesinseln. Wenn Sie sich etwa auf einen Ihrer Füße konzentrieren, spüren Sie vielleicht am Knöchel oder an der Ferse eine Leibesinsel. Ihren ganzen Fuß spüren Sie nur, wenn Sie mit schlechtem Schuhwerk auf den Karwendel gewandert sind und der ganze Fuß abends materialermüdet schmerzt.) Eigentümlich für Schmitz, zugleich eine mächtige Revolution in der Philosophie (der Gefühle): Gefühle verortet er nicht im Inneren des Menschen, sondern deutet sie als Gefühlsmächte, die auf uns andringen. Kleine Nebenbemerkung: Auch von Göttern oder von Gott spricht er im Rekurs auf andringende Gefühlsmächte, die sich persönlich inkarnieren können. »Religion ist Verhalten aus Betroffensein von Göttlichem«, so Hermann Schmitz.

Zur Entspannung zwei Alltags-Beispiele, noch diesseits religiöser Erfahrung, um in Kontakt mit dem spürenden Leib herzustellen. Sie kommen prächtig gelaunt von der Arbeit zurück. Vielleicht hat Ihre Chefin (oder ein Dozent) Sie zwei Mal gelobt. Gute Arbeit. Yes! Doppelwumms. Sie sind also bester Dinge. Sie schließen die Wohnungstür auf und noch bevor Sie mit irgendjemandem Ihrer Familie gesprochen haben, spürt der Leib: Oh, nein, bitte nicht, hier stimmt etwas ganz und gar nicht. Die andrängende Stimmung ist spürbar angespannt, sprich: mies. Entweder eine fünf in Französisch oder Mathe. Vielleicht sind die Kids nicht mit dem Hund spazieren gegangen und er hat mal wieder in die Küche gepinkelt. Oder die Zehn-Uhr-Rückkehrmauer am Wochenende wird wieder gestürmt. Spießige Eltern. Zum Fremdschämen. *Cringe* – heißt es in der Jugendsprache. Oder wenn Sie in einer Studierenden-WG leben: Einer hat mal wieder im hintersten Teil des Kühlschranks Fleischwurst versteckt. Ekelig! Oder man entdeckt bei einem anderen Studierenden seinen nie bearbeiteten Kolonialismus. Wahrscheinlich fällt auch bereits das Wort Rassismus. Was es auch immer ist: der Leib weiß bereits Bescheid: dicke Luft. Und die wollen Sie nicht an sich herankommen lassen. Also müssen Sie versuchen, die Atmosphäre umzuwälzen, indem Ihre gute Laune überspringt.

Zweites Beispiel: Sie eilen am späten Nachmittag durch die überfüllte Fußgängerzone in München! Warum stoßen Sie eigentlich nicht permanent mit anderen Personen zusammen? Antwort: Der Leib organisiert das gratis für Sie. Der Leib greift viel weiter vor als der Körper, besser: Er spürt voraus, nach hinten und zur Seite. Sie werden mutmaßlich ohne große Gefährdung Ihren Ort, vielleicht H&M, vielleicht Max Mara erreichen. Nur ganz selten kann es sein, dass Menschen spiegelbildlich Ihre Bewegung nachspielen! Dann stoppt ihr Leib, Sie schauen sich in die Augen und verständigen sich knapp, wie man den Zusammenstoß vermeidet, bitteschön. Ab jetzt lotst der Leib Sie wieder weiter ohne Gefahren durch das Gedränge. Sie können beruhigt abschalten.

Der spürende Leib reicht also deutlich weiter als der Körper. Irre weit. Wenn Sie in einem Museum etwa auf ein Bild der Romantik stoßen – Caspar David Friedrich mit Vorliebe, mit Vorliebe, weil er Schleiermachers *Reden über die Religion* in Malerei übersetzte –, dann erspürt Ihr Leib das im Bild fokussierte romantische Lebensgefühl. Vergleichbare Erfahrungen machen Sie in der Lektüre antiker Texte. Wenn Sie die noch lesen. Oder Sie erfahren leiblich das Lebensgefühl der sechziger Jahre bei Netflix. Oder bei Amazon-prime: In der Serie *Madam secretary* erleben Sie hautnah das oft angespannte Lebensgefühl einer Familie, in der die Mutter Außenministerin, von Bodyguards umgeben und oft aushäusig ist; in der Serie *Breaking Bad* erspüren Sie die *bad vibrations*, die ein rein auf Status und Ökonomie ausgelegtes Lebensgefühl verbreitet und auf Sie andrängt. Frage: Ist eins dieser leiblich gespürten Lebensgefühle für Sie anziehend oder erschreckt es Sie und nimmt es Ihnen auf Dauer den Atem?

Die elementare Struktur des Leibes: Einatmen und Ausatmen

Schmitz hat im Rahmen seiner Leib-Anthropologie eine Kategorialanalyse des Leiblichen erarbeitet, damit wir unseren Leib besser kennen lernen. Was also ist die elementare Struktur des Leibeslebens? Die Grundform hat er bei Johann Wolfgang von Goethe aufgelesen: das Einatmen und Ausatmen. »Im Atemholen sind zweyerley Gnaden / Die Luft einziehn, sich ihrer entladen. / Jenes bedrängt, dieses erfrischt; / So wunderbar ist das Leben gemischt. / Du danke Gott, wenn er dich presst / und danke ihm, wenn er dich wieder verlässt.« So heißt es im Gedicht *Talismane*, veröffentlicht im *West-Östlichen Divan*. Im Pressen erfährt jeder Mensch eine besondere Intensität und Konzentration, die sich dann in die Weite

löst. Schmitz entdeckt im Pressen, in dieser Intensitätserfahrung, den Ort für die Geburt des Neuen, sprich: Kreativität. Also: Unser Leben vollzieht sich in der Spannweite des Einatmens und Ausatmens, zwischen Enge und Weite.

Eine Intuition am Rande: Nahezu alle größeren Weltreligionen betonen die Wichtigkeit des Atmens. Jüngst hat in einem neuen Buch Navid Kermani auf die Bedeutung des Atmens hingewiesen: *Jeder soll von da, wo er ist, einen Schritt näher kommen: Fragen nach Gott*. Vielleicht sollte eine Theologie der Religionen mit diesem Gezwit von Einatmen und Ausatmen starten.

Wir können nicht nur in der erfrischenden Weite leben, es gehört, wie Schmitz sagt, zur *Grausamkeit* des Leibes-Lebens, dass wir uns – nicht nur sprichwörtlich – immer zusammenreißen müssen. Hermann Schmitz hat in seinem Gesamtwerk ein ganzes Alphabet der Leiblichkeit präsentiert, um uns sprachfähig zu machen. In welcher andrängenden und auf den spürenden Leib treffenden Atmosphäre wollen Sie eigentlich leben?

Philosophie bestimmt Schmitz als leiblich grundiertes *Sichbesinnen des Menschen auf sein Sichfinden in seiner Umgebung*. Diese vom Leib ausgehende Philosophie des Besinnens, die, wie gesehen, auch religiöse Themenbestände näher an die Lebenswelt heranrückt, bietet sich an, sie mit jener eng verwandten lebensweltkundigen Strömung im Alten und Neuen Testament zu verschränken und ins Gespräch zu bringen, die unter dem Stichwort *Weisheitstheologie* firmiert und erst relativ spät bei den Exegetinnen Karriere machte.

Kleine Werbepause für die Weisheitstheologie

In den biblischen Texten sind drei Berufsgruppen dafür zuständig, in einen Verkehr mit dem Heiligen und Göttlichen zu kommen. Die erste Berufsgruppe sind die Prophet*innen, also die Boten. Die zweiten sind die Theaterleute, Ritualperformer, also die Priester. Und die dritten sind die Weisheitslehrer, sprich die Pädagogen. Pädagogik gilt oft nicht als chic. Auch in der Universität nicht. Leider vergisst man: Die Philosophie, zumindest in der sokratisch-platonischen Variante, hat eine Drift zur Pädagogik. Und diese Drift berührt sich mit der praktischen Theologie und der theologischen Ethik.

Besonders zugeneigt war der Protestantismus dem Prophetenmodell. Das freilich ist evident: Wer sich im prophetischen Modell als Bote Gottes

versteht, besitzt als Pastorin oder Pastor eine enorme Autorität und ein entsprechendes, über viele Jahrhunderte zumeist unhinterfragtes Selbstbild. Hier eröffnet sich viel Raum für mentalitätsgeschichtliche Studien. Oft wurde sogar die Homiletik, also die Predigtlehre und auch die Seelsorge-Theologie vom prophetischen Modell gesteuert. (Kleine Nebenbemerkung: Auch säkular, das will ich nicht verschweigen, gibt es Unheilsprophetinnen mit großem Einfluss. Greta Thunberg ist eine Neo-Prophetin von Format.) Das prophetische Modell namentlich in der Variante der Unheilsprophetie geht von einem sehr pessimistischen Menschenbild aus: der Mensch neigt zur Sünde und er kann nur auf Gnade hoffen. Wie aber steht es um das dritte Modell? Bietet es ein anderes, freundlicheres anthropologisches Muster?

Es ist stark untertrieben zu sagen: Der Protestantismus fremdelte extrem lange mit der Weisheitstheologie. Es gab richtige Abwehrkämpfe. Mit Empörung gab der Alttestamentler Ernst Würthwein noch Ende der 50er Jahre zu bedenken, die Weisheitstheologie erwecke den irrigen Eindruck, der Mensch könne den Segen auch außerhalb des Bundes und quasi von sich aus erreichen. Das aber sei nicht ›genuin israelitisch‹. Zum tradierten Menschenbild im Alten Testament passe nicht das optimistische Menschenbild der Weisheit. Hier präsentiere sich ein selbstsicherer Menschentyp, der dem genuin-israelitischen Menschenbild sichtbar widerspreche. Prophetismus, der Prophet als Bote der Offenbarung, und die Weisheit in Gestalt der lebensklug und lebenserfahren argumentierenden Pädagogin, passen nicht zueinander. Basta.

Diese Basta-Theologie ist inzwischen passé. Seit mehreren Dekaden gibt es im Fach Altes Testament einen Hype um die Weisheitstheologie – der allerdings in der Systematischen Theologie oder Dogmatik bisher nicht mit richtigem Schwung angekommen ist. Nicht länger gilt die Weisheitstheologie als Fremdkörper, vielmehr konnte gezeigt werden, wie stark die schreibenden Eliten die Importe etwa aus Ägypten sehr eigenständig bearbeiteten und dem leitenden Gottesbild anpassten. Und auch das von Würthwein beklagte optimistische Menschenbild wurde – zumindest in den späten Weisheitswerken – mal mehr, mal weniger moderat gedämpft. Gleichwohl: Es gehört zum Selbstverständnis der Pädagoginnen, von der Bildsamkeit des Menschen (trotz der Ermüdung pünktlich vor den großen Ferien) überzeugt zu sein.

Und auch das gilt: Es gibt Überlappungen zwischen dem prophetischen und dem weisheitlichen Modell: Beide arbeiten mit dem Modell des Tun-Ergehen-Zusammenhangs, die Weisheitstheologie konzentriert sich dabei auf die Lebenskunde für den einzelnen Menschen, damit er ein gelingendes Leben führt: Wer in der frischen Luft einer guten ›Tatsphäre‹ (Klaus Koch) handelt oder diese sogar ausstrahlt, dem wird es auch gut ergehen; wer in einer schlechten Atmosphäre agiert oder diese verbreitet, dem wird es schlecht ergehen. Ziel ist die Bildung des Menschen zu einem gemeinschaftsfähigen und damit gottgefälligen Leben. Intendiert ist ein Erziehungsprozess, der aus der Unwissenheit zur Einsicht und Tugend geführt wird – mögliche Rückfälle eingeschlossen.

Bekanntlich ist die späte oder kritische Weisheit dabei nicht stehen geblieben. Ausgangspunkt dürfte eine Erfahrung in der Lebenswelt gewesen sein: Es ist ein Skandal, eine Ungerechtigkeit, dass Menschen, die sichtbar schlecht handeln, offenbar glücklich sind, und Menschen, die lebensfromm leben, zuweilen Leid und Unglück ertragen müssen. Die Hiobberzählung, eine hochpoetische Komödie von Format, versucht darauf eine Antwort zu geben. Hiobs sogenannten Freunde versuchen den leidenden Hiob zu pressen, ob es nicht doch an seinem Verhalten liege, dass er in dieser erbärmlichen Situation anzutreffen ist. Hiobs Botschaft ist einfach: Hier dient eine Kausalitätsverweigerungspoesie dazu, Leid nicht länger als Strafe Gottes zu verstehen, vielmehr, so die gute, sprich: befreiende Botschaft, kommt es darauf an, gegen Erscheinungsformen des Leidens im physischen oder moralischen Kontext aktiv zu werden und zu forschen, um präventiv Krisen zu verhindern oder einzudämmen. Der Mensch als *cooperator Dei*. Damit ist das Phänomen der ausgleichenden Gerechtigkeit nicht aus der Welt, aber diese Neujustierung der Weisheit dürfte im Nachgang doch eine Öffnung für eschatologische Fragen wie Auferstehung oder Unsterblichkeit nach sich gezogen haben, die bei der vorkritischen Weisheit nicht im Blick war.

Das Selbstbild eines Weisheitslehrers unterscheidet sich markant vom Selbstbild des Propheten: Der Weisheitslehrer ist nicht Spediteur der Wahrheit, sondern er weiß, das er (beinahe) nichts weiß, er ist deshalb ambiguitätstolerant, Spezialist für Grautöne, in Maßen illusionslos und fähig, sein Selbstbild zu hinterfragen. Und auch in der Sündenfrage, die für die Farbenlehre der Anthropologie entscheidend ist, votiert die Weisheitslehre anders. In der weisheitlich grundierten Kain- und Abel-Erzählung klärt die literarische Figur

Gott Kain über seine problematische Anfälligkeit für Aggressionsgefühle, die sich zum Hass aufwiegeln können, auf und fordert prompt von Kain, über die Sünde, die wie ein Dämon vor der Tür liegt, zu herrschen: »Du aber herrsche über sie.« (Gen 4,7) Von einer Sünde als Existential des Menschen, wie Paulus nahelegt, kann in dieser weisheitlichen Deutung keine Rede sei. Im Gegenteil. Diese Lebenslehre fordert eine tugendethische Formung des eigenen Charakters, zu dem Kain durch die Situation der Scham genötigt wird. Kain verweigert sich dieser Umformung, glaubt der Passivität der Schamsituation durch den Mord, der mit Handlungssouveränität lockt, zu entgehen. Er zieht also Schuld und Sünde vor, aber zwingend ist dieser Weg selbstredend nicht. Und obwohl Kain zum Mörder wird, bleibt seine Würde in Takt und er wird durch das Kainsmal vor Rache geschützt. Damit wird die Gewaltspirale unterbrochen.

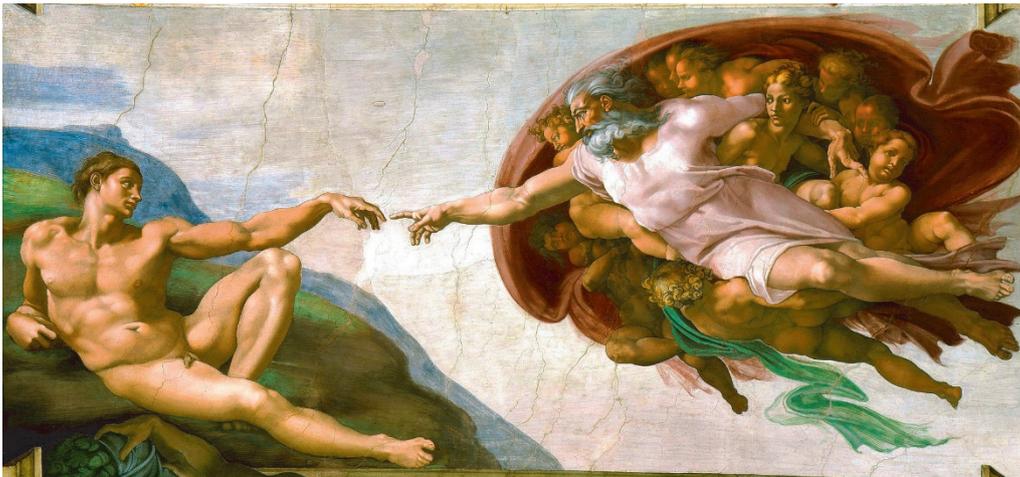
Kleines Lob des Alten Testaments

Wer Weisheit als neues Profil der Theologie favorisiert, ist zunächst an das Alte Testament verwiesen. Das Alte Testament war jüngst (mal wieder) unter Druck geraten. Sehr zu unrecht. Sie als apokryphe Bücher downzugraden, verkennt ihre Funktion. Die Großerzählungen im Alten Testament zeigen uns unseren Platz in der Welt, machen uns in ihr heimisch, sie sind, wie Ulrich Barth sagt: unser symbolisches Kapital. Ein zweites kommt hinzu. Biblische Erzählungen, wie man an der Kain- und Abel-Erzählung wunderbar studieren kann, inszenieren sprachmächtig die »Genese von ethischen Problemlagen« (Konrad Schmid) und auch ihre möglichen Lösungen. Zwar sind die Anlässe für ethische Problemlagen heute andere, aber ihre systematische Struktur – vor allem der Kampf um Anerkennung und das Ringen mit dem eigenen Selbstbild – sind identisch. Und, wie bei Hermann Schmitz gesehen, auch die kategoriale Struktur des Leibes – das Dual von Einatmen und Ausatmen, Enge und Weite – ist konstant. Angst empfinden wir heute so wie vor tausenden von Jahren, nur die Anlässe für Angst können heute in der digitalisierten Welt ganz andere sein. Und deshalb können wir auch

heute noch mit den Protagonistinnen dieser Erzählungen Leben üben. Übrigens ganz unabhängig davon, ob die Personen gelebt haben.

Und dann gibt es noch einen Fund zu feiern. Die weisheitliche Schöpfungserzählung aus Proverbien 8. Sie ist später geschrieben, lässt sich aber mit den Worten des Alttestamentlers Bernd Schipper, der einen mächtigen Kommentar zu den Proverbien vorgelegt hat, als Gen 1, Vers Null deuten: Noch bevor die performativ, sehr männlich-virile Schöpfung ansetzt, webt – so geht die Metaphorik – Gott ein Wesen, das vor ihm auf dem Erdenrund spielt und tanzt, eine Muse, die ihn zum Schöpfungsakt inspiriert. *Die Welt gründet auf Eros und Tanz und spielerischer Kreativität. Die Frau Weisheit ist das Bild für das erotische und kreative Muster der Welt, das den (andächtigen) Genuss erschließt und zugleich sensibel macht für das Leiden der Kreatur.* Das ergibt ein ganz anderes Weltbild und entsprechend ein anders getöntes Selbstbild. Wo immer also im Lebensalltag Kreativität aufscheint, wird diese Urkreativität bestätigt, die freilich, namentlich mit Bezug auf die technische Kreativität, auf ihre Lebensdienlichkeit hin befragt werden muss. Selbstredend ist folgender Satz spekulativ: Möglich scheint mir, dass diese späte Schöpfungsdichtung, diese Höhenkammposie, eine Antwort auf die Frage geben wollte, woher die in der Lebenswelt immer wieder erfahrbare Kreativität herührt. Antwort: Sie hat Anteil an der kreativen, spielerischen, lebendigen, entwicklungsfähigen Grundstruktur der Welt. Kunst und Wissenschaft und Technik, alle symbolischen Formen sind Co-Operationen zum anfänglichen Schöpfungsakt. Und nicht zufällig bringen die verspielten, hoch kreativen Gleichnisse Jesu die Verhältnisse zum Tanzen. Das Handeln Gottes in der Welt und der Geschichte, diese äußerst komplizierte Frage, lässt sich so beantworten: Wo immer lebensdienliche Kreativität aufscheint, kann man vom vorsehenden Handeln Gottes in der Welt sprechen.

Wen also hat Gott in Michelangelos Gemälde Die Erschaffung Adams im Arm? Wie entscheiden Sie? Die Frau Weisheit oder doch Eva die einen interessierten Blick auf den leckeren Adam wirft?



Michelangelo, 1508-1512: Die Erschaffung Adams. Quelle: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Michelangelo-creation.jpg>

Die Kunst spielerischer Identifizierung

Und wiederum ist es ein schönes Wechselspiel, dass Hermann Schmitz den Spielbegriff zu einem seiner zentralen Begriffe erhoben hat unter dem Rubrum: spielerische Identifizierung. Spielerische Identifizierung ermöglicht qua Phantasie und lustvoller Fiktion ein Hinausdenken über das vorliegende Wirkliche. Bereits Kinder ab etwa drei bis vier Jahren entwickeln Fähigkeiten zur spielerischen Identifizierung im Rollenspiel: Das Prädikat *spielerisch* nimmt bei Schmitz Bezug auf das *Darstellungsspiel* von Kindern, die Gegenstände umdeuten und sich damit spielerisch identifizieren, ohne die Frage nach einer objektiven Tatsächlichkeit zu stellen: *subjektive Tatsachen* sind sie durchaus. Ein Beispiel: Wenn der Teddybär, dem ein Auge abhandengekommen ist, den bösen Wolf darstellt, würde ein Kind entsprechenden Alters nicht auf die Idee kommen zu sagen, der Wolf ist ein Teddybär. Im dargestellten Spiel aber ist der Teddybär der Wolf, ohne wenn und aber. Ein zweites Beispiel. Kinder können mit großem Ernst eine Puppentaufe oder eine Hochzeit mit Ken und Barbie ausführen, Minuten später die Puppe oder Ken und Barbie lustlos oder wütend in die Ecke werfen und auf Rückfragen mit der Bemerkung reagieren: »Aber Papa, das ist doch nur eine Puppe. Die kann sich nicht wehtun. Vertrau mir.« Nach Schmitz sind Mythos (der Teddy als böser Wolf) und Ritus (Puppentaufe, Puppenhochzeit) im kindlichen Darstellungsspiel vorgebildet. Die Rollenübernahme durch das Kind ist nach Schmitz eine Vorform des Ritus und die Umdeutung der Gegenstände, mit denen es spielt, eine Vorform des Mythos.

Die eigentliche Pointe besteht darin, dass wir uns dank der spielerischen Identifizierung mit (fikti-

ven) Personen identifizieren können, mit maßgebenden Menschen (Jaspers), namentlich Jesus von Nazaret, der, folgt man Hermann Schmitz, eine Inkarnation der Liebesatmosphäre ist, genauer: *ein Plakat der christlichen Liebe, einer opferbereiten und demütigen Offenheit und Zuwendung zu allen hilfsbedürftigen Menschen mit Bereitschaft zur Liebe* (Schmitz). Plakat meint: den biblischen Autoren ist es gelungen, ein hoch verdichtetes literarisches Porträt zu präsentieren, in dem die Macht des Guten, die auch Statusverzicht einfordert, leiblich erlebt werden kann.

Wenn zur Lebendigkeit des Christenmenschen gehört, das eigene Selbstbild hinterfragen zu lassen, dann kommt reflexhaft die Frage auf, ob auch der biblisch porträtierte Jesus eine Selbstbildhinterfragung durchgemacht hat. Oder lebte Jesus mit seiner In-Group bereits in einer Art Blase. Es gibt eine großartige Narration, die darauf eine Antwort gibt. Jesus unterliegt in einem Wettstreit im Umgang mit geflügelten Worten, also seiner weisheitlichen Kernkompetenz, einer Frau und muss sein Selbstbild und seine Arbeitsplatzbeschreibung radikal neu justieren. Zu den oft als dunkel charakterisierten Mini-Narrationen gehört die Begegnung zwischen Jesus und der kanaanäischen Frau, die Matthäus im 15. Kapitel, Verse 21-28 und Markus in einer sehr anders angelegten Variante im 7. Kapitel (dort wird sie als Hellenin, ethnisch als Syrophönizierin vorgestellt) in ihren Evangelien in extremster Verdichtung erzählen.

Jesu Selbstbildhinterfragung

Jesus nimmt sich, offenbar ausgelaugt, eine kleine Auszeit, will Kräfte sammeln, ein wenig chillen, passiert die Grenze, rastet im Dunstkreis der

reichen Städte von Tyros und Sidon (im heutigen Libanon). Auch ohne die neuen Medien wie das Internet bleibt sein Aufenthaltsort jenseits der Grenze damals nicht unentdeckt. Eine kanaanäische Frau spürt ihn auf und macht sich laut bemerkbar. Ihre Tochter ist lebensbedrohlich erkrankt, die genaue Krankheit wird nicht präzise genannt, vielleicht liegt Epilepsie vor. Offenbar sind die medizinischen Fachkräfte in diesen urbanen Zentren mit ihrem Wissen am Ende. In ihrer Verzweiflung wendet sich die Mutter an Jesus, spricht ihn, offenbar hat dieser Titel die Grenze bereits passiert, als Sohn Davids an und bittet um Erbarmen. (Im griechischen Wort für Erbarmen liegt auch eine Nebenbedeutung, meint Mutterschoß und Blutsverwandter.)

Die kanaanäische Frau. Diese Zuschreibung ist ein gezielt eingesetzter Aufreger für die Hörer (und späteren) Leserinnen. Kanaan. Das Land, wo Milch und Honig fließt. Das war die Verheißung an Mose. Generationswissen weiß um die Konflikte mit diesem Volk. Und auch zur Zeit Jesu ist die Nachbarschaft angespannt, weil aus der Kornkammer Galiläa übermäßig viel Getreide zu den reichen Städten exportiert wird, mit der Folge: In Galiläa herrscht Mangel, sogar Hunger. Und dieses Generationswissen und das Wissen um die aktuell angespannte Situation schleppt auch der Weisheitslehrer Jesus mit sich herum, will sagen: Jesus ist über den Auftritt dieser Frau *not amused*. Er, der Meister der Begegnung, dieses responsorische und resonante Wunder, zeigt die kalte Schulter, gibt sich unbeeindruckt, reagiert erstaunlich gefühllos, weigert sich zunächst, mit ihr zu reden. Affektive Betroffenheit? Zero! Kein Wort! Ist das Schweigen eine Geste der Solidarität mit der hungernden Bevölkerung aus seiner Heimat, die ihm die Zunge verknottet? Jesu Jünger empfehlen pragmatisch eine Spontanheiligung, damit nicht noch mehr Personen auf Jesus aufmerksam werden. Dann sei Ruhe im Karton. Jesus zeigt sich spröde und zieht sich wie ein verknöchertes Gewerkschaftler auf seine Arbeitsplatzbeschreibung zurück: Sein Aufgabengebiet beschränke sich auf die schwarzen Schafe in Israel. Vielleicht meint er die Herrscherclique, die das Getreide lieber gewinnbringend in die reichen Städte verkauft und das Volk hungern lässt. Sprich: Mit diesen Aufgaben und der Zuwendung zu den Kranken und Leidenden ist er mehr als ausgelastet. Die Überstunden nicht eingerechnet. Und hat dieser Jesus nicht ein Recht auf Erholung? Also, bitte!

Dramaturgisch wird nachgearbeitet: Die Frau lässt sich nicht abweisen, kommt hinzu, entsockelt

sich, fällt auf die Knie, macht sich klein, gibt ihren Status auf und bittet um Hilfe. Die Bild-Antwort ist brutal: Das Brot der Kinder Israels wirft man nicht den Hunden vor. Jesus zeigt sich nicht nur unbeeindruckt, sondern *demütigt* sie, indem er sie und ihr Volk verächtlich auf eine Stufe mit unreinen Hunden stellt. Aber: Die Frau lässt sich mit dieser demütigenden Auskunft nicht abspeisen. Und: Im Umgang mit lebenskundlichen Metaphern ist die Frau Jesus in dieser Situation mächtig überlegen, denn sie kontert: Hunde essen auch die Krümel, die vom Tisch des Herrchens fallen.

Diese literarisch inszenierte Perspektivenwendung funktioniert. Jesus lernt nachdem er den *Schreck, der ihm in die Glieder gefahren sein dürfte, verarbeitet hat, nachdem er in die primitive Gegenwart, in die Enge gestoßen wurde*, dazu, er überdenkt seine Arbeitsplatzbeschreibung und ist jetzt von der grenzenlosen Liebe, die diese Frau für ihre Tochter zeigt, tief beeindruckt. Entwicklungspsychologisch ist es diese Erfahrung, die Jesus den universalen Charakter der Weisheit erspüren hilft. Das Großnarrativ vom barmherzigen Samariter wäre dann die gelungene Anverwandlung dieser Erfahrung. Für Jesus spricht: *Er ist in der Lage, auf eine Hinterfragung seines Selbstbildes mit einer eleganten und zugleich grundsätzlichen Kurs-Korrektur zu antworten*. Er ist jetzt nicht länger nur lokaler Weisheitslehrer, sondern für die ganze Welt zuständig und verantwortlich. Seine Arbeitsplatzbeschreibung hat sich nach dieser Selbstbildhinterfragung dramatisch verändert.

Kleines Ergebnis

(1) Kirche ist überall dort, wo Zugänge zur Transzendenz erschlossen werden, also in der Kirche als Mitte des Dorfes, in der Natur gedeutet als Schöpfung, in den Werken der Kreativität, in der Technik, bei maßgebenden Menschen (Karl Jaspers).

(2) Religiös und nicht nur ästhetisch werden diese Orte erfahren, wenn sie als Erfahrungen des Heiligen/Göttlichen mit den Gefühlsqualitäten faszinierend und erschreckend, oder leibphänomenologisch als Enge und Weite erschlossen werden und eine Lebensorientierung und ein entsprechendes Lebensgefühl aufrufen, dass für Sie verbindlich wird. Nicht nur für die technische Kreativität gilt: Die gemachten Erfahrungen müssen auf ihre Lebensdienlichkeit hin geprüft werden.

(3) Nicht im Bewusstsein, nicht im Wort Gottes, nicht in der Geschichte, sondern primordial im Leib wird ein Zugang zur Transzendenz erschlossen, denn auf den Leib drängen (auch) gute Gefühlsmächte an, die sich in Landschaftsphysiognomien, in Werken der Kunst, der Technik, in maßgebenden Menschen inkarnieren können.

(4) Sehhilfe für diese Deutung ist eine weisheitliche Schöpfungserzählung. Im Alten Testament, dem symbolischen Kapital (U. Barth) und dem Grundbuch der narrativen Ethik, sind neben den Propheten und den Priestern für die Transzendenzvermittlung die Weisheitslehrerinnen zuständig. Das Schöpfungspoem in Proverbien 8 erlaubt es, die Welt als auf Eros, Spiel und Tanz gegründet zu verstehen. Sie macht verständlich, dass Kreativität, Lebendigkeit und Entwicklungsfähigkeit ursprungslogisch der Welt eingeschrieben sind und immer wieder plötzlich aufscheinen. Für dieses Prinzip steht die Frau Weisheit.

(5) Das schöpfungstheologisch verankerte Kreativitäts- oder Geistprinzip setzt also auf Universalisierung. Selbstredend: Um die Orte zu entdecken und sie religiös zu bespielen, ist eine Sehschule nötig. Meine Lebenslehre ist so eine Sehschule und ich bin optimistisch, dass sie sich schulisch und universitär, in Kirchen und natürlich in den Evangelischen Akademien lehren lässt.

(6) Der Mensch ist ein homo ludens (Johan Huizinga) und er beherrscht die Kunst der spieleri-

schon Identifizierung (Hermann Schmitz), kann sich also mit Lebensgefühlen, die sich in dem Naturschönen, in Kunstwerken, technischen Apparaten oder (fiktiven) Personen verdichten, identifizieren, selbstredend auch in dem Plakat Jesus Christus, der eine Liebesatmosphäre der Betroffenheit und des Statusverzichts ausstrahlt, und lesenderseits (oder in Coverversionen in neuen Medien) ein sittliches Erlebnis der Macht den Guten (Wilhelm Herrmann) erlaubt.

Schließlich (7): Als Alternative für ein prophetisches Profil der Theologie, plädiere ich für ein weisheitliches Format, das mit einem deutlich optimistischeren Menschenbild agiert, die Welt wertschätzt und durch Lebensnähe besticht. Für dieses Lebensgefühl und diesen Lebensmut, für diesen Optimismus wollte und will ich werben.

Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen, dass Sie mir genau fünfzig Minuten Ihrer kostbaren Zeit mit protestantischer Leidenschaft zugehört haben.

In den verschrifteten Vortrag fanden in der Überarbeitung einige Passagen aus meinem Buch *Lebenslehre. Eine Theologie für das 21. Jahrhundert*, Gütersloh 2022, Eingang. 

Kirche gestalten – aber wie?

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Professorin für die Didaktik des Religionsunterrichts / Praktische Theologie mit Schwerpunkten Homiletik und Kirchentheorie an der Theologischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Nachdem Sie sich seit gestern mit unterschiedlichen Zugängen zur Zukunft der Kirche beschäftigt haben, soll es jetzt um die künftige Gestalt der Kirche gehen. Dies betrifft Fragen von Organisation und Struktur, was sich vielleicht ein wenig nüchtern anhört, aber strukturelle Fragen sind eng mit inhaltlichen Aspekten und vor allem dem Charakter und der Ausrichtung der Kirche verbunden. Insofern wird es jetzt »ums Ganze« der Zukunft der Kirche gehen. Und gleichzeitig ist die Kirche so komplex und hat so viele Aspekte, dass es sinnvoll ist, sich der Frage nach ihrer Zukunft von verschiedenen Seiten zu nähern und ein wenig zu sortieren, was eigentlich genau gestaltet und verändert werden kann, soll oder auch muss. Ich möchte daher so vorgehen, dass ich Bereiche und Themen identifiziere, die in der Kirche und der Praktischen Theologie in der Diskussion sind, und in denen Entscheidungsbedarf besteht, also: An welchen Stellschrauben wird gerade entweder bereits gedreht oder zumindest überlegt, an ihnen zu drehen? Ich nenne und erläutere die Aspekte aber nicht nur, sondern mache Vorschläge, in welche Richtung sie meiner Meinung nach im Blick auf die Zukunft einer lebendigen und attraktiven Kirche gestaltet werden könnten.

Ich spreche dabei aus der Perspektive einer wissenschaftlich arbeitenden Praktischen Theologin, die sich an dieser Debatte recht lebhaft beteiligt, weil die Zukunft der Kirche nicht nur mein wichtigster wissenschaftlicher Schwerpunkt ist, sondern auch ein Herzensthema. Gleichzeitig habe ich die – einerseits komfortable und andererseits manchmal entsagungsvolle – Position, nicht kirchenleitend verantwortlich zu sein und keine Entscheidungen treffen zu können. Das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis lässt sich meinem Verständnis nach gut mit dem Bild des »Silbertablets« fassen: Die Wissenschaft stellt Erklärungs- und Deutungsmodelle, Hintergründe, Theorien und auch Impulse und Ideen bereit und bietet sie der Praxis an, die sich davon herunternehmen kann, was sie braucht – und den Rest stehenlässt (vielleicht braucht den jemand anderes, vielleicht aber auch niemand). So mögen Sie auch meine Überlegungen in den nächsten 35 Minuten hören, zu denen wir dann anschließend ins Gespräch kommen.

Vorweg aber einige Überlegungen zur jetzigen Situation der Kirche, also ein Versuch der Deutung des derzeitigen Veränderungsbedarfes. Die gegenwärtige »Krise« der Kirche wird ja häufig anhand von Zahlen diskutiert. Dabei geht es einerseits um die Kirchenmitglieder. Bei denen ist der »Abwärtstrend« nun nicht neu: Seit den 1970er Jahren verliert die evangelische Kirche jedes Jahr eine nicht unerhebliche Zahl von Kirchenmitgliedern. Die Kirchengastriitte hatten sich seit Ende der 1990er Jahre auf einem Niveau zwischen 100.000 und 200.000 jährlich eingependelt, liegen seit 2014 jedoch wieder deutlich darüber und erreichten 2021 mit 280.000 die historisch höchste Zahl überhaupt, die sich in diesem Jahr vermutlich noch steigern dürfte. 2019 – noch vor Corona – wurde in der Prognose der sog. Freiburger Studie deutlich, dass 2060 nur noch die Hälfte der Kirchenmitglieder und auch der Kirchensteuermittel im Vergleich zu 2017 zu erwarten sind. Denn die Austritte von heute haben exponentielle Folgen für die Zukunft der Kirche: Wer heute austritt, lässt mit relativ großer Wahrscheinlichkeit seine Kinder nicht taufen, die wieder ihre Kinder nicht taufen lassen, so dass die Kirche durch Austritte auch künftige potenzielle Kirchenmitglieder verliert.

Noch einmal verändert hat sich die Situation, seit die Zahl der kirchlichen Hauptamtlichen und vor allem der Pfarrpersonen zurückgeht. Dies hat zum einen demografische Gründe, weil die Jahrgänge, die jetzt und vor allem demnächst pensioniert werden, stärker sind als die der Berufsanfänger*innen. Es lässt sich aber nicht leugnen, dass in der jüngeren Generation das Theologiestudium und die kirchlichen Berufe deutlich an Attraktivität verloren haben und angesichts der jetzigen Umgangs mit der »Krise« weiter und schneller als bisher an Attraktivität für die jüngeren Generationen verlieren. Wir merken es an den Studierendenzahlen.

Meiner Überzeugung nach sind diese und ähnliche Zahlen aber eigentlich nur eine Konsequenz der Krise und nicht die Krise selbst. Sie sind Folge einer Entwicklung, die ich mit dem Stichwort »Relevanzkrise« gut beschrieben finde. Das bedeutet: Es gelingt offensichtlich der Kirche – bzw. konkret den beiden großen Kirchen in Deutsch-

land – nicht hinreichend, Menschen davon zu überzeugen, dass ein Kontakt zu ihr und den Inhalten, für sie sie steht und damit letztlich eine Mitgliedschaft in ihr sinnvoll und plausibel ist. Anders als in der ersten Austrittswelle seit Ende der 1960er Jahre ist der Kirchenaustritt heute nur selten eine Form des expliziten Protests gegen die Kirche (es sei denn, angesichts der Skandale um sexuelle Gewaltausübung in der Kirche). Häufiger treten Menschen aus, weil sie innerlich keine Beziehung zur Kirche haben, weil sie ihr nicht relevant für ihr Leben erscheint und weil die Mitgliedschaft in ihr für sie keine Plausibilität besitzt – oder jedenfalls nicht hinreichend relevant und plausibel ist, um dafür jährlich 8% ihrer Einkommenssteuer aufzuwenden. Erst recht fehlt die Plausibilität auch für einen Großteil ihrer Mitglieder, an ihren Angeboten teilzunehmen und in Kontakt mit ihren Inhalten zu sein, regelmäßig oder sporadisch.

In dieser Linie lautet daher meine Frage: Wie kann die Kirche gestaltet werden, damit sich dies verändert? An welchen Stellschrauben kann gedreht werden?

1. Kirche für das Leben und die Religion der Menschen sein

Ich beginne mit einer Frage des Selbstverständnisses und der Haltung: Woran orientiert sich die Kirche, wonach richtet sie sich aus? Lange Jahrhunderte war das Christentum die gesellschaftsprägende Religion in Europa. Die Institution Kirche konnte über das Leben von Menschen und erst recht über ihre Religion und über ihre Teilnahme an den kirchlichen Handlungen bestimmen – wer sich dem widersetzte, riskierte Leib und Leben, und der Verlust des ewigen Heils wurde angedroht. Heute hat sich das Verhältnis von Kirche und Individuen umgekehrt. Nicht mehr die Institution entscheidet über das Verhältnis der Individuen zu ihr, sondern die Subjekte sind die entscheidende Größe. Man spricht von einer De-Institutionalisierung von Religion im Zuge der individualisierten Gesellschaft. Die Kirche von einer gesellschaftlich bestimmenden Größe zu einer Stimme in der gesellschaftlichen und religiösen Pluralität der Gegenwart und eine mögliche Wahloption für die Menschen geworden. Damit muss es gute Gründe geben, in ihr Mitglied zu sein oder in Kontakt mit ihr zu sein. Dies aber fällt der Kirche angesichts der langen Tradition fragloser Selbstverständlichkeit nach wie vor nicht ganz leicht. Wenn immer noch von »Bedeutungsverlust« oder »Traditionsabbruch« gesprochen wird, dann scheint mir der lange

Schatten des christlichen Mittelalters immer noch ein wenig präsent. Nach wie vor wird Kirche immer noch zu selten als eine unterstützende Partnerin für das Leben und die Religion von Menschen gesehen, die die christliche Botschaft klar profiliert in der Öffentlichkeit als eine Stimme neben anderen vertritt.

Die bisherigen Organisationsformen von Kirche setzen hingegen implizit häufig noch auf eine religiöse Sozialisation in der Familie, auf fraglose Zugehörigkeit und auf Kontinuität. Besonders eindrücklich bildet dies der agendarische Gottesdienst ab, der für »Neue« nur schwer zugänglich ist. Die Herausforderung besteht jedoch darin, nicht nur inhaltlich, sondern auch in ihren Formen und ihren sozialen Zusammenhängen erkennen zu lassen, was ihre Botschaft und der Kontakt zu ihr im Leben von Menschen positiv verändern, beispielsweise im Zusammenleben von Menschen, in der Kindererziehung, im Umgang mit Menschen anderer Kulturen, in der Bewahrung der Schöpfung etc. Menschen müssen in ihrer jeweiligen Lebenssituation mit ihren Fragen und Themen den Kontakt mit dem Evangelium der unbedingten Liebe Gottes als hilfreich und erfüllend erleben. Theologisch steht die Überzeugung im Hintergrund, dass das Evangelium, dessen Kern ich mit der bedingungslosen und unendlichen Liebe Gottes zu seiner*ihrer Schöpfung und zu jedem einzelnen Menschen beschreiben würde, darauf zielt, bei diesen Menschen anzukommen und von ihnen erfahren zu werden. Die Botschaft selbst erfordert es, dass sie nicht einfach »ausgerichtet« wird, sondern dass sie ankommt. Ob und wie dies geschieht, ist zwar unverfügbar – der Geist weht bekanntlich, wo er will. Er lässt sich aber durchaus gerne einladen – und die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen und Evangelium sich produktiv begegnen, ist in einer Kirche, der es konsequent genau darum geht, höher als in einer Kirche, die sich im Grunde nach Verhältnissen größerer Selbstverständlichkeit und fragloser Geltung sehnt.

2. Die Formen von Kirche neu denken

Auf diese Herausforderungen sind die bisher dominanten Formen der Kirche wenig eingerichtet, und das ist auch kein Wunder, weil sie aus anderen Epochen stammen. Für die großen Kirchen in Deutschland ist ja eine eigentümliche Konstellation kirchlicher Sozialformen charakteristisch: Einerseits gibt es schon innerhalb der verfassten Kirche eine Vielzahl von kirchlichen Sozialformen von der Krankenhaus- oder Gefängnisseelsorge über Jugendkirchen, Frauenwerke, Citykirchen

bis zu diakonischen Werken, nicht zu vergessen die digitalen Formen von Kirche, und zunehmend auch neue, situativere Formen von Gemeinde. Dennoch ist die Sozialform der Ortsgemeinde nach wie vor organisatorisch und finanziell dominant. Die Ortsgemeinde ist ein sehr komplexes Gebilde, das in sich zwei Grundideen vereinigt, die aus ganz unterschiedlichen Epochen stammen: Zum einen folgt sie dem mittelalterlichen Prinzip der »Flächendeckung«, d.h. dass das gesamte Land ist in Gemeinden aufgeteilt und jedes Wohngebäude in Deutschland einer Gemeinde zugewiesen wird. Die Idee aus dem 4. Jh., dass die junge »Reichskirche« damit ihren Anspruch auf die Christianisierung des ganzen Landes deutlich machen wollte, wird heute als »Präsenz in der Fläche« vertreten. Zum anderen hat die Ortsgemeinde den Anspruch, dass sie persönlichen Kontakt, soziale Gemeinschaft sowie räumliche Nähe vermitteln soll. Diese Idee wurde Ende des 19. Jh. entwickelt und sollte der Anonymität der Großstadt in der Industrialisierung entgegenwirken.

Diese beiden Elemente gehören ursprünglich nicht zusammen und müssten theoretisch auch nicht in dieser Weise kombiniert werden. Dass sich ihre Verbindung historisch so ergeben hat, ist in der heutigen Perspektive in mehrerlei Hinsicht schwierig. Ihre typischen Formen, die an der Logik der Gruppe orientiert sind und auf persönliche Beziehung und regelmäßigen Kontakt im Wohnortbereich setzen, erreichen ca. 10% der evangelischen Kirchenmitglieder mit stark sinkender Tendenz, da es wesentlich die jetzige ältere Generation von ihnen angesprochen werden. Die Idee früherer Jahrzehnte, dass Menschen, die sich mit 50 noch nicht für die Kirche interessiert haben, dann mit höherem Alter und abnehmender Mobilität zur Kirche finden, erscheint falsifiziert – zumal auch ältere Menschen immer stärker im Modus der Wahl leben. Gleichzeitig braucht diese Form von Kirche extrem viele personelle Ressourcen, weil der persönliche Kontakt und die Beziehung zu den Hauptamtlichen und vor allem zu den Pfarrpersonen eine ganz wichtige Rolle spielt. Sozialpsychologische Studien schätzen, dass kommunikationsstarke Personen persönliche Kontakte zu ca. 130 Menschen pflegen können – d.h. das Modell ist sehr begrenzt. Das Prinzip der Flächendeckung wiederum stellt den Anspruch, dass es überall im Land diese Formen sozialer Nähe und persönlicher Beziehung gibt und dass »weiße Flecken« entstehen, wenn dies nicht der Fall ist. Mit schwindenden finanziellen und personellen Ressourcen kommt das Modell aber an seine Grenzen, was

Ostdeutschland ist es noch deutlicher als bereits sehr deutlich ist: Bei Pfarrstellen mit einer Zuständigkeit für 12 Gemeinden und 19 Predigtstellen, von denen nach wie vor erwartet wird, dass die Kommunikation des Evangeliums überwiegend bei den Pfarrpersonen liegt, ist die Idee der Ortsgemeinde längst konterkariert – und es sind kaum gute Rahmenbedingungen dafür, dass viele unterschiedliche Menschen eine Kirchenmitgliedschaft für sich plausibel finden. Wenn die Prognose nun auch für die westdeutschen Landeskirchen ist, dass sich in sehr absehbarer Zeit die finanziellen Mittel und die Hauptamtlichen halbieren werden, dann scheint mir deutlich, dass die klassische Form der Ortsgemeinde nicht zukunftsfähig ist. Gleichzeitig zeigen die vorsichtigen Versuche neuer kirchlicher Sozialformen, dass sich auf diesen Wegen durchaus mehr und andere Menschen für die Kirche und vor allem für das Evangelium interessieren können.

Während die bisherigen Reformprozesse – in Bayern ebenso wie in allen anderen Landeskirchen – sich überwiegend an einer Weiterentwicklung der bisherigen ortsgemeindlichen Formen orientieren, scheint es mir an der Zeit, diese Ausrichtung – zumindest als die dominante – zu verlassen. Die scheint mir sogar eine entscheidende »Stellschraube« zu sein. Denn auch regionalisierte oder fusionierte Ortsgemeinden mit unterschiedlichen Profilen der Standorte und einem hohen Engagement im Sozialraum bleiben häufig in der Spannung zwischen der flächendeckenden Zuständigkeit zumindest für alle evangelischen Kirchenmitglieder ihres Bezirks und dem Anspruch auf persönlichen Kontakt, soziale Nähe und lokale Realisierung einer christlichen Gemeinschaft, deren gelingende Umsetzung einen hohen Druck aufbaut und mehr Hauptberufliche braucht, als realistisch zur Verfügung stehen werden. Mein Vorschlag ist daher, die beiden Elemente »flächendeckende Zuständigkeit« und Formen und Angebote der Kommunikation des Evangeliums zu entzerren. So könnte es nach wie vor eine Zuordnung von Wohngebäuden zu Gemeinden geben, die dann aber nicht als Zugehörigkeit und »eigentlicher« Ort von Teilnahme an kirchlichen Angeboten gedacht ist, sondern als erste Anlaufstelle auf der Suche nach einem Weihnachtsgottesdienst, einer Kasualie oder einem seelsorglichen Gespräch, wenn es sonst keinen Kontakt zur Kirche gibt. Die Unterstützung christlicher Gemeinschaft und die kirchlichen Angebote werden jedoch nicht nach der Logik von Bezirken gedacht, denen Menschen qua Wohnort zugeordnet werden, sondern von ihren Chancen her, dass Menschen in ihnen dem Evan-

gelium produktiv begegnen. Ich schlage daher vor, Bilder und Visionen zu entwickeln, wie Kirche sein könnte, wenn es keine traditionellen Formen und Strukturen gäbe, sondern diese strikt nach dem Kriterium entwickelt würden, welche Wege besonders große Chancen bieten, dass Menschen dem Evangelium von der unbedingten Liebe Gottes zu ihnen so begegnen, dass es bei ihnen etwas bewegt und verändert. Dafür steht der Begriff der »Kirchlichen Orte«, den ich im Rahmen meiner Habilitationsschrift entwickelt hatte – nicht um den Gemeindebegriff gänzlich aufzugeben, sondern um die Überlegungen zur Zukunft der Kirche davon zu entlasten, Kriterien zu erfüllen, die wir üblicherweise mit dem Gemeindebegriff verbinden und die uns in die traditionellen Bahnen leiten. Kirchliche Orte sind damit alle Orte, an denen Begegnungen mit dem Evangelium von der bedingungslosen Liebe Gottes ermöglicht und gefördert werden.

3. Kirche vielfältig gestalten

Wenn sich die Kirche in dieser Weise an ihrer Aufgabe orientiert, möglichst vielen und unterschiedlichen Menschen einen gelingenden Kontakt mit dem Evangelium zu eröffnen, sind vielfältige Kommunikationsformen und Kontaktflächen mit dem Evangelium zu gestalten – eine weitere Stellschraube, an der gedreht werden muss. Galt es schon immer, dass Menschen auf unterschiedliche Weise vom Evangelium erreicht werden, ist dies in der Gegenwart mit der enormen Vielfalt von Lebenswegen und Lebensformen, Ausrichtungen und Religiositäten noch stärker ausgeprägt. Wir wissen aus den Milieustudien empirisch recht gut, dass der Zugang zu den kirchlichen Sozialformen keine reine Glaubensfrage ist, sondern durch den Lebensstil, das Alter, die Bildungsbiografie, den Familienstand etc. geprägt wird.

Damit aber gibt es keine Hierarchie von Begegnungsformen mit dem Evangelium: Kirche ist dort, wo die Begegnung zwischen Menschen und dem Evangelium gefördert wird – gleich auf welche Weise. Dies kann in einer ortsbezogenen Gemeinde ebenso der Fall sein wie in der Gefängnisseelsorge oder der Bahnhofsmision wie in neuen Formen, wie sie beispielsweise in den Erprobungsräumen der Ev. Kirche in Mitteldeutschland umgesetzt werden. Da gibt es beispielsweise die Villa Wertvoll in Magdeburg, in der Kinder und Jugendliche in Tanz-, Theater- und Musikkursen ihre künstlerischen Fähigkeiten entdecken, entfalten und entwickeln können und, wie es auf der Homepage heißt, »die Liebe zum Le-

ben, zu sich selbst und zu anderen entdecken«. Oder die Jugendkirche »Herzschlag« in Altendorf, in der Teenager gemeinsam Leben teilen, Gottesdienste feiern, essen, arbeiten, lernen, gestalten und Feste feiern und dabei ihre eigene Form des Glaubens und des geistlichen Lebens finden. Oder das Trauercafé in Merseburg, das im ehemaligen Blumenladen vor dem Eingang des Stadtfriedhofs einen Treffpunkt bietet für Menschen, die auf dem Friedhof waren und jemanden treffen möchten, mit dem sie über ihre Trauer sprechen können. Diese Formen sind ebenso Kirche wie die Ortsgemeinde und setzen an ihrem jeweiligen Ort die Kommunikation des Evangeliums um.

Nimmt man dies ernst, muss gleichzeitig das Verständnis von christlicher »Gemeinschaft« überdacht werden, denn dies ist nicht selten an dem ortsgemeindlichen Ideal einer persönlichen und kontinuierlich gelebten Gemeinschaft orientiert. Theologisch kann es unterschiedliche Gemeinschaftsverständnisse geben – hier müssen wir noch intensiver nachdenken und aufpassen, dass wir nicht die vertrauten Formen absoluter setzen, als sie es theologisch sein müssen.

4. Kirche konsequent arbeitsteilig gestalten

Folgt man diesem Gedanken, bedeutet dies, dass sich jeder kirchliche Ort als Teil der Kirche Jesu Christi versteht, der einen kleinen Ausschnitt der vielfältigen Möglichkeiten, Evangelium zu kommunizieren, realisiert. Dies bedeutet einerseits pragmatisch eine Entlastung der Gemeinden von dem Druck, möglichst vielen möglichst viel zu bieten, was sich in den letzten Jahren vielerorts zunehmend als Belastung für Hauptamtliche und auch für viele Ehrenamtliche erweist. Denn keine Gemeinde kann alle Menschen und Bevölkerungsgruppen gleichermaßen ansprechen – der Versuch dazu führt fast unweigerlich in die vollständige Überforderung. Diese Ausrichtung hat aber auch eine theologische Dimension. Denn sie nimmt ernst, dass die Kommunikation des Evangeliums immer fragmentarisch und exemplarisch bleibt, weil das Evangelium größer ist als alle menschlichen Möglichkeiten. Eine bewusste Begrenzung des kirchlichen Handelns hat daher auch eine geistliche Dimension: Sie macht bewusst, dass alles menschliche Wirken dem Evangelium nie vollständig gerecht werden kann. Eine wichtige Stellschraube, an der wir drehen müssen, ist also der Anspruch auf Allzuständigkeit für einen Bezirk und dem Wunsch, möglichst vielen möglichst viel zu bieten.

Ich betone dabei die Worte »Anspruch« und »Wunsch«, weil das exemplarische Arbeiten real weniger neu ist, als es in traditionell ortsgemeindlicher Perspektive erscheinen mag. Denn faktisch wählt immer jede Gemeinde und jede kirchliche Einrichtung aus, was sie tut und was sie lässt und realisiert nur einen kleinen Ausschnitt der Möglichkeiten, die Begegnung zwischen Menschen und Evangelium zu fördern. Auch mit 20 Hauptamtlichen und 200 hochengagierten Ehrenamtlichen bliebe die Kommunikation des Evangeliums fragmentarisch. Das Problem entsteht, wenn Ortsgemeinden ähnlich auswählen und es daher viele ähnliche kirchliche Orte mit sehr guten Chancen auf eine produktive Begegnung mit dem Evangelium für bestimmte Bevölkerungsgruppen gibt und andere Bevölkerungsgruppen es schwer haben, überhaupt eine kirchliche Heimat zu finden. Unter der Hand wird dann eine theoretische »Allroundorientierung« zu einer faktischen Zielgruppenorientierung. Vor einigen Monaten habe ich dazu im Anschluss an einen Vortrag einen interessanten Dialog erlebt: Als eingewendet wurde, dass es besonders auf dem Lande die Gemeinde für alle bräuchte, entgegnete eine Mutter von Kindern im Grundschulalter: Sie würde ihre Kinder sehr gerne auch weiter fahren (was sie ohnehin für jedes Hobby täte), wenn es denn überhaupt irgendwo eine erreichbare Möglichkeit für ihre Kinder gäbe, in der Kirche heimisch zu werden. Stellt man diese Frage dann für Bevölkerungsgruppen wie z. B. Alleinerziehende, bi-religiöse Familien oder transidente Menschen, die noch viel weniger im Blick kirchlichen Handelns sind, wird rasch klar, wie sehr das umfassende Angebot für alle einer Fiktion entspricht.

Eine arbeitsteilige Kirche versteht Menschen als Subjekte, die ihre Form von Kirche suchen und dort heimisch werden, wo es ihnen entspricht – hier wird noch einmal die erste Stellschraube wichtig. Voraussetzung dafür ist zum einen ein ausgezeichnetes digitales und telefonisches Informationssystem, wo sich alle Formen kirchlichen Lebens einfach finden lassen. Wichtig wäre auch die Entwicklung eines kirchlichen Mobilitätsnetzes, mit dem weniger mobile Menschen an den kirchlichen Ort ihrer Wahl gelangen können. Gleichzeitig sollte neben den jeweiligen Schwerpunkten auch die Möglichkeit bestehen, dass Menschen, denen der lokale Kontakt wichtig ist, dort kirchlich andocken und sich – mit hauptamtlicher Unterstützung – dort eigentätig organisieren und treffen.

Eine Entscheidung für eine stärkere Arbeitsteiligkeit erfordert einen längeren Prozess, in dem die

Gemeinden zunächst von sich aus mögliche Profile entwickeln unter Berücksichtigung ihres Kontextes, ihrer Traditionen und ihrer Schätze vor Ort – wo liegen ihre Stärken, was bietet sich im Umfeld an und welche Ressourcen gibt es? Wie viele Schwerpunkte sollen es jeweils sein? Dies müsste dann in der Region oder so abgestimmt werden, dass in einer Gesamtsicht die Schwerpunkte sinnvoll gesetzt sind und die Entscheidungen auch theologisch vertreten werden können – ist im Verhältnis zu den Ressourcen beispielsweise die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, die Diakonie oder die Kirchenmusik in einem sinnvollen Maß vertreten?

5. Spirituelle Formen gestalten, die Menschen auf unterschiedlichen Wegen nähren

Eine weitere Chance dieses arbeitsteiligen Vorgehens wäre die Entwicklung unterschiedlicher spiritueller Formen und Profile, die zu den jeweiligen Schwerpunkten des kirchlichen Ortes passen. So könnte sich die gottesdienstliche Landschaft vervielfältigen: Analoge Gottesdienste würden neben digitalen stehen, lebendige Gottesdienste für Groß und Klein neben Motettengottesdiensten, alternative Gottesdienstformen neben hochliturgischen, meditative Gottesdienste mit vielen Stille-Elementen neben Tanzgottesdiensten, afrikanisch geprägte Gottesdienste neben Gottesdiensten zu Themen aus der Lebenswelt etc. Über die Gottesdienste hinaus könnten die Formen von Spiritualität aber auch den Alltag der kirchlichen Arbeit durchziehen. Ich stelle mir vor, dass jedes inhaltliche Treffen mit spirituellen Formen verbunden wird, die genau diese Menschen geistlich nähren – z.B. mit inspirierenden Texten, gemeinsamem Singen oder meditativen Elementen. Die Kirche, die Kapelle, der Raum der Stille wäre so einladend gestaltet, dass man sie in seinem Arbeitsalltag immer wieder aufsucht, um aufzutanken (wofür in der Arbeitszeit auch ausdrücklich Raum dafür eingeplant ist). Auch die Einrichtung der kirchlichen Orte müsste von dem Bewusstsein geprägt sein, dass damit kommuniziert und mit allen Sinnen erfahrbar wird: Hier ist gut sein.

6. Kirchliche Berufe konsequent von ihren Aufgaben her denken

Ein weiterer Aspekt, der bedacht und verändert werden muss, ist die kirchliche Hauptamtlichkeit und vor allem der Pfarrberuf. Dieser ist in der gegenwärtigen Gestalt der Kirche traditionell generalistisch orientiert. Er teilt mit den anderen kirchlichen Berufen die grundlegende Aufgabe der Kommunikation des Evangeliums, im Pfarr-

beruf ist sie jedoch weniger gerichtet, als es die diakonische, die pädagogische oder die kirchenmusikalische Spezifizierung ist. Das hängt auch damit zusammen, dass sich in der Geschichte der Kirche eine berufsspezifische Hierarchie herausgebildet hat, die dem Pfarrberuf nicht nur die Leitungs-, sondern auch die Letztverantwortung gegeben hat für das, wofür sonst niemand zuständig ist. Besonders spürbar ist dies in der Personalverantwortung und in den Verwaltungstätigkeiten sowie in der Zuständigkeit in Gremien und Ausschüssen.

Für die Pfarrpersonen bedeutet dies zudem eine Fülle von Aufgaben, die sie individuell balancieren und mit ihrem Privatleben immer wieder neu austarieren müssen. Gehen dann die Pfarrstellen so deutlich zurück, wie es gerade begonnen hat und sich in den nächsten Jahren deutlich abzeichnet, ist dieses Konzept nicht mehr durchzuhalten.

In der gerade vorgestellten Gestalt der Kirche mit der Vielfalt von Kommunikationsformen und Kontaktflächen zum Evangelium wird einerseits die generalistische Orientierung des Pfarrberufs gestärkt und auch auf die anderen kirchlichen Berufe bezogen: Potenziell gibt es eine Vielfalt von Handlungsfeldern, in denen sie tätig sein können. Und gleichzeitig führt es nicht weiter, dass jede Person individuell den (unerfüllbaren) Generalismus in ein handhabbares Maß umwandelt und immer wieder neu entscheidet, was sie tut und was sie lässt. Das führt dazu, dass Hauptamtliche bei einem hohen Engagement permanent Erwartungen enttäuschen müssen – von anderen und auch von sich selbst. Kommen dann aufgrund der weniger werdenden Stellen permanent neue Aufgaben hinzu, ist das nicht selten außerordentlich frustrierend und führt zu Burnoutgefährdung. Gleichzeitig befördert es die Abwärtsspirale des kirchlichen Nachwuchses – meine Studierenden formulieren sehr deutlich, dass sie sich nicht vorstellen können, so zu arbeiten.

Mein Vorschlag ist daher, sich damit zu entlasten, die generalistische Orientierung nur noch berufsspezifisch und nicht mehr personenspezifisch zu denken. Analog zum arbeitsteiligen Verständnis der Kirche würde dann in konkreten Stellenausschreibungen beschrieben, welche Kommunikationsformen des Evangeliums auf welcher Stelle vorgesehen sind und welche Talente und Charismen dafür benötigt werden. Hauptamtliche könnten sich mit ihren persönlichen Gaben und Neigungen gezielt auf solche bewerben – und sie

wären durchlässig für unterschiedliche Berufsgruppen. Die generalistische Ausrichtung wäre dann bereits mit der Dienstbeschreibung auf ein handhabbares Maß reduziert und Pfarrpersonen und die anderen Hauptberuflichen würden manches gezielt und mit Zeit dafür tun, statt vieles unter einen Hut zu bringen.

Gleichzeitig ist es sinnvoll, die traditionelle Hierarchie zwischen den kirchlichen Berufsgruppen ebenso zu überwinden wie die Konkurrenz zwischen ihnen und zu fragen, welche Kompetenzen, die in welcher Ausbildung erworben werden, für was eigentlich gebraucht werden. So könnte beispielsweise gefragt werden, ob die Verwaltungsaufgaben, die sich im Zuge seiner generalistischen Orientierung an das Pfarramt angelagert haben, nicht sinnvoller von »Gemeindemanager:innen« übernommen werden, wie es gegenwärtig in einigen Landeskirchen schon erprobt wird. Die Personalverantwortung beispielsweise für die Kitas wird ja bereits zunehmend in Kitawerke verlagert. Für die Begleitung und Unterstützung von Ehrenamtlichen könnten möglicherweise Religions- bzw. Gemeindepädagog:innen und Diakon:innen passgenauer ausgebildet sein als Pfarrpersonen. Die Kirchenmusiker:innen könnten stärker als verantwortlich für die Kommunikation des Evangeliums verstanden werden, ebenso wie auch die Erzieher:innen in den kirchlichen Kindertagesstätten.

Überwunden würde damit auch das pastorale »Einzelkämpfer:innentum« und die Individualisierung, die die klassische Struktur der Ortsgemeinde gefördert hat. Wenn die kirchliche Arbeit arbeitsteiliger gedacht wird, erfordert dies eine bewusste Gestaltung der Zusammenarbeit mit anderen Hauptamtlichen. In der jüngeren Generation hat die kollegiale Ebene ohnehin an Bedeutung gewonnen und wird als Chance empfunden, aber auch ältere Kolleg:innen entdecken die Chancen der Arbeit im Team. Wichtig sind dafür funktionale Strukturen, die die Entlastung und Kooperation befördern und keine zusätzliche Belastung darstellen – bisher ist es noch recht stark von den menschlichen Konstellationen abhängig, ob die Arbeit im Team gelingt.

7. Das Ehrenamt von den Menschen her gestalten

Ehrenamtliche werden künftig eine noch wichtigere Rolle in der Kirche spielen. Dies reagiert nicht nur auf die weniger werdenden Hauptberuflichen, sondern setzt auch theologisch das Priestertum aller Gläubigen um. Gleichzeitig können

und sollen die Ehrenamtlichen nicht einfach die Lücken der Hauptamtlichen füllen – und es sind auch immer weniger Menschen bereit dazu. Denn in der Gesellschaft und auch in der Kirche hat längst ein Wandel des freiwilligen Engagements begonnen, der als »neues Ehrenamt« beschrieben wird. Immer mehr Menschen engagieren sich nicht deshalb, weil jemand für eine Tätigkeit gebraucht wird, sondern weil sie sinnvoll und erfüllt tätig werden möchten. Sie möchten dabei ihre persönlichen Fähigkeiten einsetzen bzw. auch entdecken und weiterentwickeln. Sie möchten über den Umfang und die Art der Tätigkeit selbst entscheiden und sie auch wieder beenden dürfen. Sie möchten darin wahrgenommen, wertgeschätzt sowie freundlich und kompetent begleitet werden. Dies kann, aber muss nicht in der Kirche sein – die Kirche steht darin in Konkurrenz zu Kultur, Sport, Musik, Elternbeiräten etc. So wäre es eine Chance, Kirche künftig stärker als ein besonders attraktives Feld für ein freiwilliges Engagement zu profilieren – auch für Menschen, die nicht oder noch nicht Kirchenmitglieder sind. Damit dreht sich der Zugang um: Menschen engagieren sich nicht, weil sie der Kirche verbunden sind, sondern sie finden einen Zugang zur Kirche, weil sie dort ausgezeichnete Bedingungen für das, was ihnen wichtig ist, vorfinden.

Dann würden Hauptamtliche viel weniger Aktivitäten in der Kirche selbst planen und durchführen als heute, sondern stärker Ehrenamtliche darin unterstützen, dies zu tun. Ihre Aufgabe würde sich stärker in Richtung der Begleitung von Ehrenamtlichen verlagern und diese darin unterstützen, ihre persönlichen Charismen und ihr allgemeines Priestertum zu entfalten. Damit würden

nicht Menschen für eine konkrete Tätigkeit gesucht, sondern mit ihnen gemeinsam würde überlegt, welches Tätigkeitsfeld zu ihnen passt. Danach würde sich auch ein großer Teil der Aktivitäten der Gemeinde richten, d.h. die Hauptamtlichen und der Kirchenvorstand würden deutlich weniger Einfluss darauf haben, was es in einer Gemeinde gibt und was nicht. Sie müssten entscheiden, was sie für unverzichtbar halten, was dann von Hauptamtlichen getätigt wird – dies müsste jedoch einen wesentlich geringeren Umfang haben als bisher, damit wirklich Kapazitäten für die Begleitung von Ehrenamtlichen frei werden.

Wenn bisher also eher die Frage naheliegt, wo die Ehrenamtlichen herkommen könnten für die Arbeit, die zu tun ist, wäre dann die Frage: Wie werden wir zu einem attraktiven Betätigungsfeld für Ehrenamtliche? Und wie unterstützen wir Ehrenamtliche dabei, herauszufinden, welche Begegnungsmöglichkeiten mit dem Evangelium sie selbst erleben und erproben und auch anderen eröffnen möchten? Ein solches Vorgehen ist selbstverständlich ein immerwährendes Risiko, weil niemand weiß, was dabei entsteht und welche Kommunikationswege des Evangeliums sich dann in welcher Weise wo entwickeln. Dieses Vorgehen erscheint jedoch nicht nur realistischer im Blick darauf, eine Kirche des ehrenamtlichen Engagements zu sein, sondern auch theologisch dem Priestertum aller Gläubigen angemessener, wenn man der Dynamik zwischen Menschen und Evangelium den entsprechenden Raum gibt. Damit schließt sich auch der Kreis, denn eine solche Kirche wäre eine Kirche und das Leben und die Religion der Menschen. D

Impuls: Gottes Segen auf Youtube, Twitter & Instagram

Pfrin. Cornelia Egg-Möwes, Mainburg bei Ingolstadt

I. Einleitung

Bereits 2011 regten Sie, lieber Herr Hahn, bei Ihrer Einführung hier an der Evangelischen Akademie Tutzing an, die evangelische Kirche solle Facebook und Twitter mehr nutzen. Es ging schon damals um die Frage, wie wir Kirche gestalten können.

Mit vielen Kolleg:innen zähle ich den digitalen Raum heute zu meinem Aufgabengebiet als Pfarrerin.

Aber an Social Media kann man im Moment ganz gut erkennen, wieviel sich im Wandel befindet. Noch vor ein paar Wochen war ich sicher, ich kann aus dem Vollen schöpfen und Ihnen von der Zukunft des Abendsegens auf Twitter erzählen.

Mittlerweile liegt das viel genutzte Nachrichtenportal in den Händen eines narzisstischen Milliardärs. Das hat Auswirkungen auf meine Arbeit als Pfarrerin bei Social Media.

Doch was das Ergebnis der Veränderungen genau sein wird, kann ich Ihnen momentan nicht mit Sicherheit sagen. Dafür irrlichert Herr Elon Musk zu sehr umher.

Sie bekommen jetzt also einen Einblick in das, was bisher gut lief an digitaler Verkündigung und seelsorgerlicher Arbeit im Netz. Und was ich selbstverständlich weiterführen werde, auf welcher Plattform dann auch immer.

II. Anfänge und Entwicklung

Angefangen hat der digitale Abendsegens zu Beginn des Lockdowns im März 2020 mit kleinen Videos auf den ELKB-Seiten von Facebook und Youtube (z.B. <https://youtu.be/NnITf2LciB4>). Gelegentlich stelle ich einen Post auf Instagram (z.B. <https://www.instagram.com/p/CjGVIElgB9x/>) Aber mein Schwerpunkt liegt eindeutig auf Twitter, wie Sie gleich sehen werden (<https://twitter.com/connylisa>).

Statistik

Fünfeinhalbtausend Menschen folgen mittlerweile dem Twitter-Account mit dem Hashtag #Abend-

segens und lassen sich jeden Tag einen Segen zusprechen.

Im Durchschnitt hat so ein Text mehrere Tausend Impressions, wie es auf Twitter heißt. Diese Zahl ist nicht wirklich verlässlich. Doch lassen Sie's auch nur ein paar Hundert von wirklich Interessierten sein – analog muss ich im Vergleich dazu viele Veranstaltungen und Gottesdienste halten, um eine ähnliche Anzahl von Menschen zu erreichen.

Nach meiner Wahrnehmung besucht ca. die Hälfte der Abendsegens-Follower:innen im Analogen keinerlei kirchliche Veranstaltungen. Vielleicht gibt es auch deshalb auf Social Media diese ganz besonderen Begegnungen.

b. Erfahrungen im Netz

Zu unsrer Realität gehört: Menschen bewegen sich jeden Tag viele Stunden im Netz. Deshalb bedeutet der digitale Raum ein Teil kirchlicher Arbeitsfelder.

Ich will Ihnen von drei Erfahrungen erzählen, die ich im Laufe dieses Sommers gemacht habe. Und die zeigen, wie selbstverständlich die digitale Arbeit mit dem Alltag inzwischen zu tun hat.

1. Corona

Im Juli habe ich mich mit dem Coronavirus angesteckt. Wer das mit heftigen Symptomen selber durchgemacht hat, weiß, dass es mit einem negativen Test nach zehn Tagen oft keineswegs ausgestanden war.

Hinzu kam die Infektion eines meiner Kinder, das zu der Zeit eigentlich zu einem Job ins Ausland aufbrechen wollte und stattdessen als Risikopatient in der Klinik landete.

Es gibt auf Social Media ein empfehlenswertes Prinzip, das lautet fürs Posten: Sei persönlich, aber nicht privat.

In diesem Fall habe ich es über Bord geworfen und von meiner familiären Situation erzählt. Und da durfte ich mitten in der Isolation genau das erleben, was viele mir immer wieder in den

Kommentaren oder privaten Nachrichten auf den #Abendsegen zurückmelden:

Ich habe das Medium und seine Nutzer:innen als Segen erlebt. Der menschliche Beistand über Social Media hat mich in einer für uns schwierigen Zeit getragen. Es war wie ein Netz im Netz.

2. Hetzkampagne

Ebenfalls in diesem Sommer eskalierte eine fürchterliche Hetzkampagne gegen eine österreichische Ärztin. Sie hatte unermüdlich zur Pandemie aufgeklärt und wollte mit Forschung zu Long Covid durchstarten.

Aber am Ende dieses ungebremsen Hasses nahm sich Dr. Lisa-Marie Kellermayr das Leben. Das zeigt die entsetzliche, absolut dunkle Schattenseite von Social Media.

Umso wichtiger ist es, nicht klein beizugeben; umso wichtiger sind Hashtags wie #WirgegenHassundHetze.

Und ich verstehe meine Arbeit auch darin, das Netz nicht den Hetzenden und dem Hass zu überlassen. Auch Twitter nicht. Wir haben dem etwas entgegenzusetzen!

Ich sehe darin auch einen Auftrag für uns als Kirche.

3. Predigerseminar

Eine mir bis dahin unbekannte Vikarin schickte mir über Instagram Bilder aus dem Predigerseminar. Die Vikar:innen dort hatten die Aufgabe bekommen, Abendsegen-Texte auf meinen Accounts rauszusuchen und zu analysieren.

Die Überraschung war gelungen: Als Teil der liturgischen Einheit hat der #Abendsegen Eingang in die Ausbildung angehender Pfarrer:innen gefunden.

Deshalb: Worum geht es beim Abendsegen und den damit verbundenen Menschen?

III. Ziel

Was damals im ersten Lockdown 2020 mit einem schüchternen Versuchsvideo begann, fand ich ein Jahr später beschrieben in der sog. midi-Studie der Diakonie zum Lebensgefühl während Corona: Die Studie nennt unsre Zeit »Aufbruch ins Unge- wisse«.

Vielfältige Krisen, Klimakatastrophe, Pandemie und der Krieg mitten in Europa bedeuten existentielle Verunsicherung für die Menschen.

Für Kirche ist es eine umso entscheidendere Aufgabe, hier »Zuversichtsanker« zu setzen. Und die Studie meint damit (Zitat) »das, was Menschen auch in schwierigen Zeiten stabilisiert, trägt, und ihnen Kraft und Zuversicht schenkt.«
(www.mi-di.de/corona-studie)

Deshalb der tägliche #Abendsegen. Das ist der Grund, warum ich als Pfarrerin auf Social Media weiterhin präsent bin. Mit der besten Botschaft, die wir haben.

Und darauf wird vielfach reagiert, in Kommentaren, privaten Nachrichten, per Mail oder Brief. Menschen schreiben zum Beispiel: dass sie den Abendsegen als ein Licht im Chaos empfinden, dass die Worte sie stärken, dass der Segen in die eigene aktuelle Situation passt, dass er als persönliches Wort ankommt und jemanden berührt.

IV. Mit drei Beobachtungen will ich mit Ihnen genauer auf die Menschen schauen, die solches oder Ähnliches zum #Abendsegen schreiben.

1. Beobachtung:

Wer digitale Informationen nutzt, wartet auf eine gute Nachricht. Und das erst recht seit Corona.

Es geht für uns darum, das Evangelium in die aktuelle Situation hinein zu sprechen. Dorthin, wo die Menschen sind. Es geht darum, unsren Glauben dort sichtbar zu machen.

Die Konkretion ist uns mit einer Welt, die schon lange brennt, vor die Füße gelegt.

Und dann beschreiben Menschen in ihren Kommentaren unter dem Segen, wie Trost auch im Digitalen ankommt. In einem kleinen Segenstext von max. 280 Zeichen.

Egal auf welcher Plattform - ich erlebe, wie Nutzer:innen zugänglich sind für diese Form der guten Botschaft. Auf die Weise gelingt es, in einem öffentlichen Nachrichtenkanal jeden Tag 1x eine gute Nachricht zu platzieren.

Ich komme nachher noch darauf, wie die sich noch weiter verbreitet.

In den Kommentaren schreiben Follower:innen, dass sie den Abendsegen regelmäßig in ihrer Timeline erwarten oder sonst extra auf die Suche nach ihm gehen, weil sie erlebt haben, dass er ihnen gut tut.

2. Beobachtung:

Verkündigungsformen wie der digitale Abendsegen stellen kleine Bausteine zur Resilienz in unserer Zeit dar.

Ich habe bei meinen Follower:innen in den letzten Monaten nachgefragt, ob diese These zutrifft. Die Reaktionen waren eindeutig. Sie berichten z.B. davon, wie der Abendsegen Worte in die eigene Sprachlosigkeit gibt, dass er Balsam für ihre Seele ist, dass er aufgrund der eigenen Erschöpfung gebraucht und dankbar angenommen wird.

Ich denke, es ist in unserer Gesellschaft und Kirche auch Ende 2022 ein unterschätztes Thema, was der Zustand der Welt seelisch mit den Menschen macht. Wir brauchen »stabilisierende Faktoren«, wie es die midi-Studie nennt. Und es geht darum, wie wir für Menschen in Krisen präsent sind.

Manche finden keinen Zugang zur Gemeinde vor Ort. Sie bleiben auch im Digitalen lieber anonym. Manche outen sich dann mit ihrem Klarnamen, wenn sie mich z.B. per Mail anschreiben.

Da wird dann die alleinerziehende Krankenschwester sichtbar, deren Kraft schon lange ausgebrannt ist. Oder da wird der Rechtsanwalt sichtbar, der nach langer Zeit überrascht ist, was ihm der Kontakt zur Kirche im Digitalen bedeutet.

In dem Sinn ist der Abendsegen für viele zu einem Ritual am Ende von ihrem persönlichen Tag geworden. Ein verlässlicher Ort, wo sie fündig werden auf der Suche nach einem guten Wort. Nach einem sich Bergen unter dem Segen Gottes.

Und die Erfahrung im Netz zeigt: Es gibt dieses miteinander Aushalten auf Entfernung.

Aber es sind nicht nur Unbekannte, die das nutzen: Der digitale Segen erreicht auch die Witwe im Nachbarort, von der ich weiß, dass sie nachts nicht schlafen kann. Oder die jugendliche Mitarbeiterin, die anfangs ganz allein am neuen Studienort sitzt und über den Segen ihrer Pfarrerin ein Stück Heimat vermittelt bekommt.

Ein kurzes Zwischenfazit:

Krisen fragen nicht nach Terminen oder wo sich jemand gerade befindet. Es ist wichtig, dass Menschen einen Zuversichtsanker im Netz finden, als Angebot unabhängig von Zeit und Ort.

Manche z.B. lesen den Text erst am nächsten Morgen und starten damit getrost in den Tag. Manche erreicht der Segen auf der anderen Erdhalbkugel und sie verbinden sich mit uns durch ihre Reaktion. Manche trifft der Segen beim Lesen ganz unerwartet und sie sind selber überrascht, wie der Text sie berührt. Und - kleines Highlight - selbst aus Rom kamen schon dankbare Zeilen, was Mut für mehr Gemeinsames macht.

3. Beobachtung:

Nutzer:innen verbinden sich zu einem digitalen Segensnetz. Und das erweist sich in der Krise als tragfähig.

In privaten Nachrichten erzählen mir verschiedene Nutzer:innen unabhängig voneinander, dass sie den #Abendsegen an andere weiterschicken, und die ihn wieder weiterschicken. Dadurch ist ein eigenes Segens-Netzwerk für die Nacht entstanden. Auch außerhalb bestimmter Plattformen.

Da werden z.B. Screenshots vom Tweet gemacht und an die Mutter weitergeschickt, die nicht auf Social Media ist. Da weiß jemand von einer Bekannten, dass ihr ein Trostwort gut tut. Da hat jemand mit einer Freundin vereinbart, dass sie ihr jeden Abend den Segen zuschickt. Oder da wird mit dem Abendsegen für jemanden leise gebetet.

Hier geht eine uralte Erfolgsgeschichte weiter. Sie wird in einer heutigen Form fortgesetzt. Der göttliche Segen gilt unserm Leben. Und wenn das zu einem erheblichen Teil im Digitalen stattfindet, dann segnen wir dort.

Und ich habe auch keine Sorge, im Gegenteil: Ich traue dem Heiligen Geist zu, dass er uns Menschen an allen Orten erreicht. Und dass er auch digitale Möglichkeiten nutzt, um Gottes Menschenfreundlichkeit erfahrbar zu machen.

Ich zitiere hier den Kollegen Achim Blackstein, er schreibt Anfang des Jahres in den Nachrichten der ELKB (1/22, S. 14): »Als Menschen sind wir ›wireless‹ unterwegs. Hin und wieder brauchen wir eine Dockingstation, um zur Ruhe zu kommen, aufzuladen, (...) mit anderen zu verbinden, um weitergehen zu können. Es wäre ein Segen,

wenn dieser Ort, wo wir Netz finden, auch die Kirche mit ihren Seelsorgeangeboten(...) ist.«

V. **Schlussfazit**

Zum Schluss die Frage: Was davon wird bleiben, auch für eine künftige Kirche?

1. Es wird bleiben, dass Menschen ihr Bedürfnis nach Spirituellem wahrnehmen und dass sie im Digitalen Zuversichtsanker suchen.
2. Wer an Kirche interessiert ist, ist bereits Teil einer öffentlichen Kommunikationsgemeinschaft,

und deren digitale Vernetzung hat sich in der Krise bewährt.

3. Solche Krisen und Verunsicherungen, auch Kirchen-Bashing und eigenes Versagen wird es weitergeben. Die gute Botschaft aber auch. Somit liegt es an uns, alle Kommunikationsmöglichkeiten zu nutzen.

Die Botschaft und die Menschen warten jedenfalls darauf. 

Klimaschutz gehört ins Zentrum der christlichen Botschaft

Dr. Michael Streubel, Physiker, Christians for Future, Schlangenbad

Einleitung

Aktuelle wissenschaftliche Zukunftsszenarien in Bezug auf den Klimawandel sind alarmierend: Das Intergovernmental Panel on Climate Change (internationaler Klimarat/IPCC) führt aus, dass weltweit ab Anfang 2020 nur noch ein sehr begrenztes Budget für den Ausstoß von Treibhausgasen emittiert werden darf, um die 1,5°C-Grenze von Paris mit hoher Wahrscheinlichkeit noch einhalten zu können. Bei ab heute konstanten Emissionen wäre dieses Budget in acht Jahren aufgebraucht. Wird es noch wärmer, müssen wir uns auf drastische Folgen für alle Lebewesen dieses Planeten einstellen, es droht zudem das Erreichen von Kipppunkten. Gerade auf die Menschen, die schon heute die Benachteiligten sind, kommt großes Leid zu. In vielen Regionen in Asien, Ozeanien, Afrika, Latein- und Mittelamerika verlieren Menschen ihre Lebensgrundlage aufgrund von Dürre, steigendem Meeresspiegel und Unwettern. Aber auch in Europa mussten wir durch Dürren und Überschwemmungen bereits erfahren, dass die Klimakrise begonnen hat.

Die Kirchen können besser als viele andere Akteure eine positive Rolle in der Klimakrise spielen, denn sie gelten als in dieser Sache glaubwürdig, sind bestens vernetzt und haben bereits viel Erfahrung mit Umwelt- und Klimaschutz.

- Es gehört zum Selbstbild der Kirchen, anwalt-schaftlich für die Ausgegrenzten, Unterdrückten und Machtlosen einzutreten. Dies geschieht in vielen pastoralen Bereichen und weltkirchlichen Beziehungen und Partnerschaften. Die Klimakrise ist Ursache menschlichen Leids und wird dies täglich mehr werden, gerade unter heute schon benachteiligten Menschen. Gerade die Kirchen sollten offensiv die Stimme für diese Menschen erheben.

- Die Kirchen stehen für den Glauben an einen göttlichen Schöpfer, durch den die Welt in ihrer Gesamtheit, ihrer Vielfalt und ihrer komplexen internen Interrelationalität als Gabe und Aufgabe für ein fruchtbares Zusammenleben aller Wesen geschaffen wurde. Aus diesem Glauben folgt die ethische Verantwortung der Glaubenden und der Kirchen als Institutionen dafür, dass dieses göttliche Geschenk allen, die gegenwärtig oder in der Zukunft sein werden, zum Guten Leben dienen

kann. Ökologische Fragen sind dabei prinzipiell mit Fragen globaler sozialer Gerechtigkeit verbunden.

- Die Kirchen gehören zu den wenigen gesellschaftlichen Akteuren, die vor Ort auf lokaler Ebene präsent und aktiv sind und gleichzeitig auf regionaler, nationaler und selbst internationaler Ebene mit starken Stimmen sprechen können. Dabei sind sie stark vernetzt und wirken durch ihre Institutionen in viele Bereiche der Gesellschaft hinein. Gerade im Bildungsbereich, im Gesundheitswesen und in der sozialen Fürsorge sind die Kirchen oft sehr nah an den Menschen. Mit ihrer sehr vielfältigen Mitgliedschaft sind die Kirchen zudem in der Lage, Menschen mit sehr unterschiedlichen Ansichten und Lebenswirklichkeiten anzusprechen.

Der Vortrag unterbreitet einen Vorschlag, wie die Kirchen ganz konkret dieser für sie vorgesehenen Rolle entsprechen und gerecht werden können.

Er gliedert sich wie folgt:

1. Kurzvorstellung der Christians for Future (C4F);
2. Sehr wenige graphische Darstellungen zur Situation des Klimawandels aus klimawissenschaftlicher Sicht;
3. Kurzbericht und Erfahrungen aus der an die Kirchen gerichteten Forderungskampagne, die die C4F im Jahre 2021 durchgeführt haben;
4. Fazit und strategische Konsequenzen, die aus den Erfahrungen mit dieser Kampagne gezogen werden;
5. Grundsätzliche Betrachtungen als Begründung für die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels der Kirchen;
6. Eine Antwort auf das **Wohin** des Tagungstitels (*Evangelische Kirche – wohin?*) in Verbindung mit einem Vorschlag für das **Wie** (*Wie kommen wir dorthin?*)

1. Kurzvorstellung der Christians for Future

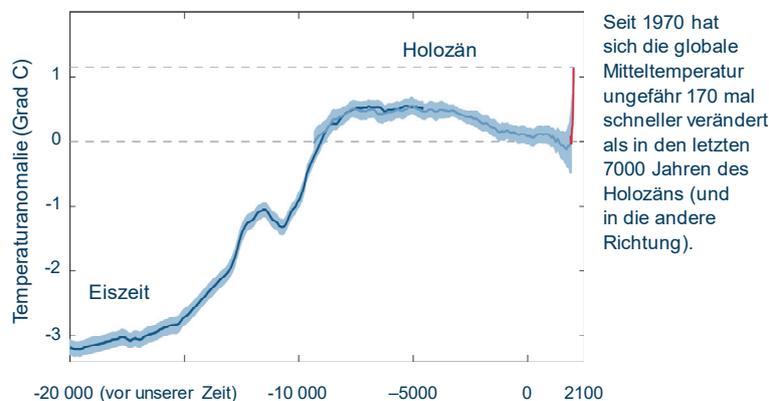
Christians for Future ist eine unabhängige Gruppe innerhalb der deutschen for-Future Bewegung. Bei uns engagieren sich Klima-Aktivist*innen mit vielfältigem christlichen Hintergrund, die oft stark in ihren Kirchengemeinden aktiv sind. Wir wollen mit einer christlichen Stimme zur Vielfalt der Stimmen in der Klimabewegung beitragen und diese so stärken. Wir bemühen uns um die Vernetzung zwischen der Klimabewegung und den Kirchen. Zudem engagieren wir uns für stärkeren Einsatz der Kirchen für Klimagerechtigkeit. Konkrete Projekte sind zum Beispiel Aufrufe an Gemeinden zur Beteiligung an den großen Klimastreiks, Solidaritätsandachten und Unterstützung für den von »Kirche(n) im Dorf lassen« getragenen Einsatz gegen Braunkohle im Rheinland sowie Präsenz in unterschiedlichen kirchlichen Kontexten mit Vorträgen, Workshops und Medienarbeit. Dies geschieht sowohl in bundesweiten Arbeitsgruppen als auch in Ortsgruppen und oft

in Zusammenarbeit mit Partnerorganisationen. Besonders wichtige Partner sind für uns die Churches for Future, die die kirchlichen Institutionen vernetzen. Wir vernetzen hingegen die Aktivist*innen, wobei die Übergänge fließend sind. Diese Erfahrungen aus unserem täglichen Engagement in den Kirchen und in der Klimabewegung fließen in die Forderungen, die wir an die Kirchen gerichtet haben und auf die noch zurückzukommen sein wird. Wir werden die Landeskirchen und (Erz-)Bistümer tatkräftig bei der Umsetzung dieser Forderungen unterstützen. Als Christ*innen stellen wir diese Forderungen auf im Geist der Geschwisterlichkeit und der gegenseitigen Verantwortung. Unsere Forderungen verbinden wir mit der Selbstverpflichtung, uns auch in Zukunft privat, beruflich und in den Kirchen für Klimagerechtigkeit einzusetzen.

2. In Kürze: Naturwissenschaftliche Sicht auf den Klimawandel

a)

Globale Temperaturänderung seit der letzten Eiszeit



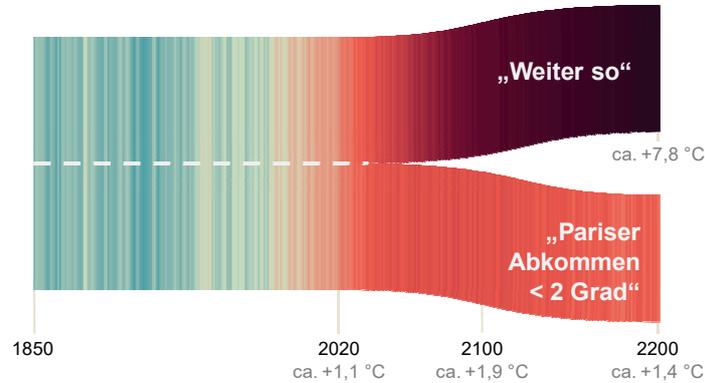
Quelle: Scientists for Future

Um besser zu verstehen wie und warum sich das Klima ändert, schauen sich Wissenschaftler*innen schon seit Jahrzehnten an, wie das Klima sich in der Vergangenheit geändert hat. Mit dieser Graphik bekommt man einen kleinen Einblick in die letzten 20.000 Jahre Klimageschichte. Vor 20.000 Jahren war die Erde noch am Ende einer Eiszeit und ca. 4 Grad kälter als heute. Ein Temperaturanstieg über 10.000 Jahre hat die Erde in die heutige Zwischeneiszeit gebracht, das sogenannte Holozän. Das Holozän ist ein sehr be-

sonderes Zeitalter in der Erdgeschichte, da es von gleichbleibenden Temperaturen gekennzeichnet ist. Dieses sehr stabile Klima hat es den Menschen ermöglicht sesshaft zu werden und Landwirtschaft zu betreiben. In rot sieht man nun den plötzlichen Temperaturanstieg der letzten 150 Jahre. Seit 1970 hat sich die globale Mitteltemperatur ungefähr 170 Mal schneller verändert, als in den letzten 7.000 Jahren während des Holozäns – und dazu noch in die andere Richtung. Dies bedeutet gravierende Veränderungen im Erdsystem.

b)

Wir reden immer über 2100. Was ist mit 2200?



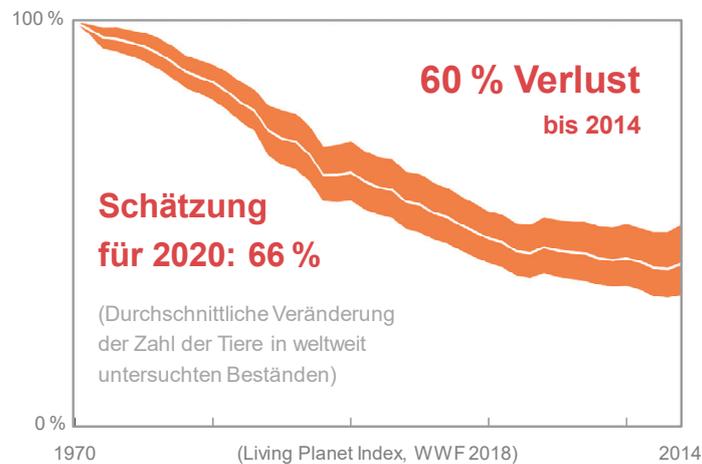
Quelle: Scientists for Future

Bekannte Streifendiagramme als alternative Darstellung des Temperaturverlaufs seit 1850. Je

nach Szenario des Weltklimarats Perspektive bis 2200.

c)

Unser Naturerbe verschwindet



Quelle: Scientists for Future

Aus dem WWF (*World Wide Fund For Nature*) Living Planet Report. Aus den 66% für 2020 wurden real 68%. Bemerke: 68% Verlust bedeutet 32% verbleibender Wirbeltiere.

Der **Living Planet Index** (kurz LPI) ist ein Indikator für die weltweite biologische Vielfalt. Er basiert auf weltweiten Trends der Populationsgrößen von Wirbeltier-Arten.

3. Forderungskatalog der C4F, Kurzbericht und Erfahrungen aus der Kampagne

Am 16. September 2021 wurde an diesem einzigen Tag der 12-Punkte-Forderungskatalog von C4F an 37 von 40 Kirchenleitungen in Deutschland überreicht. Er ist auf den folgenden beiden Seiten wiedergegeben:



FORDERUNGEN DER CHRISTIANS FOR FUTURE AN DIE LANDESKIRCHEN UND (ERZ-)BISTÜMER DEUTSCHLANDS

Christians For Future ist ein bundesweiter Zusammenschluss von Christ*innen, die sich als Teil der For-Future-Bewegung für Klimagerechtigkeit engagieren. Die Kirchen fördern die Klimagerechtigkeit bereits durch Verlautbarungen wie die Enzyklika *Laudato Si'* oder den EKD-Text 130 »Geliehen ist der Stern, auf dem wir leben« und in vielen praktischen Initiativen. Dieser Einsatz ist sehr positiv und wird von den Christians for Future ausdrücklich begrüßt. Das Fortschreiten der Klimakrise zeigt jedoch, dass die bisherigen Maßnahmen nicht ausreichen. Die Gebote der Nächstenliebe und der Bewahrung der Schöpfung erfordern eine drastischere Umkehr im eigenen Handeln und ein klareres Zeugnis in Gesellschaft und Politik. Vor diesem Hintergrund richten wir die folgenden Forderungen an die Kirchenleitungen der (Erz-)Diözesen und Landeskirchen in Deutschland.

DIE PROPHETISCHE STIMME DER KIRCHEN

1. Die Kirchenleitungen zeigen sich solidarisch mit den Forderungen von Fridays For Future Deutschland und kommunizieren dies öffentlichkeitswirksam durch Worte und Taten.
2. Die Kirchenleitungen stehen zusammen mit anderen Religionsgemeinschaften auf nationaler und regionaler Ebene in regelmäßigem strukturierten Austausch mit der Klimagerechtigkeitsbewegung mit dem Ziel, sich gemeinsam für Klimagerechtigkeit einzusetzen.
3. Die Kirchenleitungen auf nationaler und regionaler Ebene machen mit regelmäßigen öffentlichkeitswirksamen Aktionen, zum Beispiel persönlicher Beteiligung an Demonstrationen zum Globalen Klimastreik, Menschenketten für Klimagerechtigkeit, Mahnwachen oder ähnlichem, auf die Dringlichkeit des Klimaschutzes aufmerksam.

4. Die Kirchenleitungen suchen das persönliche Gespräch mit der Politik und fordern einen deutlichen Wandel hin zu klimagerechter Politik.

5. Die internationale ökumenische Zusammenarbeit und weltkirchliche Solidarität auf den unterschiedlichen kirchlichen Ebenen wird gestärkt in Bezug auf die gemeinsame Herausforderung der globalen Klima- und Umweltkrise, die viele Länder in Afrika, Lateinamerika, Asien und Ozeanien besonders hart trifft.

UMSTELLUNG DES EIGENEN HANDELNS IN DEN KIRCHEN

6. Die Landeskirchen und (Erz-)Bistümer setzen sich das Ziel, bis 2030 Klimaneutralität zu erreichen. Haushaltsplanungen und Investitionsentscheidungen werden an diesem Ziel ausgerichtet.

7. Die Landeskirchen und (Erz-)Bistümer stellen sicher, dass alle land- und forstwirtschaftlichen Flächen in kirchlichem Besitz bis 2035 klimapositiv und nach den Kriterien des Ökolandbaus bewirtschaftet werden. Neuverträge werden ab sofort nach diesen Kriterien abgeschlossen. Auf den Einsatz von Torf wird ab sofort verzichtet.

8. Die Landeskirchen und (Erz-)Bistümer verpflichten sich auf Divestment (Ausschlusskriterien für Geldanlagen) von Kohle, Öl und Gas und verkünden diese Verpflichtung öffentlichkeitswirksam.

9. Alle (Erz-)Diözesen und Landeskirchen schaffen pro 100.000 Kirchenmitgliedern eine Vollzeitstelle im Umwelt- und Klimabereich. Auf nationaler Ebene richten die Kirchen Kompetenzstellen Klimaneutralität ein.

BEWUSSTSEINSWANDEL INNERHALB DER KIRCHEN

10. Die Kirchenleitungen fördern kooperative Bündnisse, die das Engagement für Klimagerechtigkeit in den Kirchen vorantreiben, wie das Ökumenische Netzwerk Klimagerechtigkeit.

11. Die Kirchenleitungen stellen sicher, dass das dringende Handeln zur Bewahrung der Schöpfung in der pastoralen Arbeit und Ausbildung grundgelegt ist. Dafür organisieren sie verpflichtende Fortbildungen für alle Hauptamtlichen zum Thema Klimakrise.

12. Die Kirchenleitungen fördern verstärkt Schöpfungsverantwortung in Liturgie und Spiritualität. Zusätzlich beteiligen sich die Kirchen an dem Bemühen, pastorale Antworten auf die große Sorge und Zukunftsangst vieler Menschen zu bieten und schaffen seelsorgerische Angebote für interessierte Aktivist*innen.

Bemerkungen zur Aktion Forderungskampagne:

- Vorbereitung dauerte ¾ Jahr: Versuche, bei den Kirchenleitungen Termine am 16.09. zu bekommen, erforderten viel Zeit.
- Parallel Unterschriften- und Medienkampagne betrieben; Hintergrunddokument wurde erstellt
- Übergaben bei 37 Kirchen(leitungen) (Bistum Speyer und EKP verweigerten sich)
- Übergabeteams bestanden z.T. aus Schwesterfor-Futures (Fridays, Parents, Scientists)
- *War bisher unser wichtigstes Projekt, hat den Anstoß gegeben für deutlich erweiterte Stufe unseres Aktivismus*

Erfahrungen aus der Forderungskampagne:

- Das Presseecho war sehr respektabel (s. christians4future.org/presse/)
- Die Unterschriftenkampagne war ziemlich erfolgreich. Auffällig: Katholiken in der Überzahl, evang. Theologen sehr zurückhaltend
- Das Kampagnenteam selbst agierte bemerkenswert: Disziplin, Top-Organisation, Fleiß, Ausdauer, Teamwork
- Wir als C4F haben uns mit der Forderungskampagne einen Ruf und eine Stimme erworben
- Wir können nun versuchen, auch im Mittelbau »Sauerteig« zu sein dafür, dass die Kirchen die Rolle als Motor zur Beförderung des christlichen Beitrags zur »Großen Transformation« endlich annehmen und dadurch zu einer Initiativkirche werden.

Reaktionen in Nachgesprächen:

Mit der Übergabe des Forderungskatalogs an die Kirchenleitenden boten wir auch Nachgespräche an, um den Gehalt und die Details der Forderungen miteinander erörtern zu können.

Manche der Reaktionen in den Nachgesprächen werden hier kurz aufgelistet:

- EKHN, EKKW, BEK haben schriftlich zu den einzelnen Forderungen Stellungnahmen veröffentlicht (z.B. <https://www.ekhn.de/aktuell/detailmagazin/news/klimaaktivisten-fordern-mehr-einsatz-von-kirchen.html>)
- Nachgespräche wurden nur an manchen Standorten durchgeführt.
- Als Tendenz der Reaktionen kann man festhalten: »Wir machen doch schon alles. Natürlich gibt es noch Luft nach oben.«
- Andererseits wurde auch die Sorge geäußert: Solange wir »die Hausaufgaben noch nicht gemacht haben«, sei offensives öffentliches Auftreten nicht sinnvoll.
- Geäußert wurde auch die Sorge, man laufe Gefahr, zu »moralisierend« zu wirken oder zwischen die Fronten zu geraten, wenn man zu offensiv in der Öffentlichkeit auftreten würde.

4. Grundlegendes, Ausgangsthesen und Folgerungen, Grundlage für die weiteren Betrachtungen

Da Ziel des Vortrages ist, eine Strategie vorzuschlagen, ist es plausibel, sich darüber zu verständigen, auf welcher gedanklichen und theoretischen Ebene man sich bewegt, und auf dieser Grundlage sich verständigen zu können und den Strategievorschlag, auf den der Vortrag abzielt, einordnen zu können. Ohne diesen Konsens ist auch keine Diskussion über einen solchen Vorschlag möglich. Daher seien hier unsere grundlegenden inhaltlichen Ausgangspunkte genannt.

1. Wir haben es mit einem neuen Krisentyp zu tun, bei dem keine Kompromisse zur Lösung der Krise möglich sind: *Die Natur lässt nicht mit sich verhandeln. Das ist eine neuartige Problemsituation*, denn der Krisen-Gegner wird sich nicht ökonomischen Zielen unterwerfen.

2. Die folgenden beiden Satz-Zitate beschreiben die Dramatik der Gefährdung unserer Lebensgrundlage bereits ausreichend und niemand sollte sie verdrängen.

a. *Die Irreversibilität der Erdsystem-Prozesse in ihrer Veränderung ist **noch nicht** begriffen.* Dieser Satz von Maja Göpel hebt ab auf die Dynamik der Erdsysteme (als da sind Atmosphäre, Biosphäre, Hydrosphäre etc.), die als Voraussetzung eines Leben-tragenden Planeten in einem dynamischen Gleichgewicht sich befinden müssen. Aufgrund ihrer Dynamik können sie jedoch prinzipiell ihre Regime der Stabilität verlassen und in instabile Regime übergehen, in denen sie chaotisches Verhalten annehmen und nicht mehr in die Regime der Stabilität zurückkehren, Die Grenzen zwischen beiden Regimen sind als Kippunkte bekannt geworden.

b. *Während wir in unseren Häusern sitzen, stirbt ein Teil der Schöpfung.* Dieser Satz von Wolfgang Lucht (Erdsystemforscher am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung) beschreibt, dass der Reichtum, die Schönheit und die Funktion zu vieler Arten vernichtet werden, und zwar ebenso irreversibel. Was ausgestorben ist, kehrt niemals zurück.

3. Unsere Gesellschaften sind komplett überfordert mit dem notwendigen Wandel, wir sind nicht dafür ausgestattet. Die deutsche Gesellschaft wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aufgebaut in linearer Richtung: Aufbau, Fortschritt, Wohlstand. *Somit müssen wir neue Wege gehen.*

4. Es liegt eine in der inneren Einstellung der Menschen zur Schöpfung wurzelnde Orientierungs- und Identitätskrise vor, die geprägt ist von fehlgeleiteten Grundüberzeugungen: der Anthropozentrik sowie der Ideologie des ständigen Wachstums ohne Bezug auf ethische Werte. Insbesondere handelt es sich auch um eine Endlichkeitskrise, die bisherige gedankliche Orientierung weigert sich, die Endlichkeit (der Ressourcen) zur Kenntnis zu nehmen (das gilt auch im Zusammenhang mit dem Tod). Somit sind wir konfrontiert mit einer Grenzerfahrung der Moderne.

5. Der Umgang mit dieser Grenzerfahrung braucht auch eine spirituelle Dimension, einen moralischen Standpunkt: Das »schneller, höher, weiter« ist kein hinreichendes Konzept für Fortschritt und Sinnstiftung. Die Herausforderung der Rückbesinnung auf ein tragfähiges Verhältnis zur Schöpfung betrifft die Fundamente unserer Kultur und unseres Selbstverständnisses.

6. Religionsgemeinschaften sind wichtige gesellschaftliche Akteure, denn sie können Impulse geben für eine Umkehr. Ein Vorbild könnte sein

die *frühchristliche Aufbruchsbewegung*, in der exemplarische soziale Netzwerke eines anderen Lebensstils gebildet wurden. Nachhaltige Entwicklung im frühchristlichen Modell basiert auf einer religiös-kulturellen Transformation der leitenden Werte und dem Aufbau von überschaubaren Räumen für eine alternative Lebenskultur.

4.1. Folgerungen aus den Thesen

1. Es geht um mehr als eine Umwelt-/Klimakrise:

Wir brauchen Transformation: Neue Art zu produzieren, zu konsumieren, zu leben. Dazu wird beispielsweise verwiesen auf die Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland aus dem Jahre 2009 mit dem Titel »Umkehr zum Leben«. S. 107.

2. Umweltkrise ist eine ökologische und sozio-ökonomische Grenzerfahrung der Moderne. Daher ist die ökologische Bewegung notwendig eine Erneuerungs- und Suchbewegung, die religiöse Fragen nach den Grundlagen und Zielen des Lebens einschließt. Auf dem Suchweg brauchen wir auch einen Pfad der Hoffnung und der Spiritualität als Kraftquelle.

3. Die Aufgabe der Kirchen ist, dem Diskurs andere Richtung zu geben und dabei den Umkehrprozess zu definieren, zu diskutieren, auszu-leuchten in sozialer, ökonomischer und ethisch-moralischer Hinsicht. Dafür müssen die Kirchen Debattentreiber sein, wer sonst.

4. Benötigte gesellschaftliche Transformation geht von einer **fundamentalen Veränderung der leitenden Werte** aus, die das Leben des Einzelnen wie der Gesellschaft bestimmen. Sie ist im Übrigen nicht ohne spirituelle Erneuerung zu haben!

5. *Wir müssen den Mut haben, auszuprobieren; die Fähigkeiten zu erhöhen, mit Transformationsprozessen umzugehen.*

6. Wir stehen vor einer großen erzieherischen, spirituellen und kulturellen Aufgabe:

Zu entwerfen sind erklärende Weltbilder, handlungsverändernde Ethiken und emotionale Bewältigungsstrategien. Es ist darauf zu achten, dass wir dabei nicht dogmatisch systemimmanent bleiben. *Hier sind Religion und Theologie mit*

ihrem Potenzial an kultureller Gestaltung gefordert.

7. Die Kirche sollte als gestaltende Kraft auftreten und versuchen, die vielen, vielen Einzeläußerungen, Pamphlete, Deklarationen, Appelle zu bündeln. Sie muss maßgeblicher Impulsgeber für zukünftige Lösungen sein. Sie sollte die Kräfte bündeln, den christlichen Glauben als Katalysator für gesellschaftliche Erneuerung wirksam werden lassen und **Schöpfungsverantwortung als Christnachsfolge verstehen**.

8. Wichtig ist, zu verstehen: **Die Beziehung zu Gott endet, wenn der Raum endet, in dem sie sich ereignet, wenn also die Beziehung zu unserem Lebensraum endet**. Den Raum für die Gottes-Beziehung ist daher zu erhalten, in dem ja Leben stattfindet.

5. Fazit aus Forderungskampagne und strategische Konsequenzen

Als Fazit aus der Forderungskampagne existieren bei den Christians for Future zwei koexistierende Denkrichtungen:

1. Die Kirchenleitungen sind die geeigneten Adressaten für unsere Forderungen und dafür, die Kirchen zum Umsteuern, zu deutlicherem Engagement für die Bewahrung der Schöpfung zu bewegen. Sie haben das Steuer in der Hand.

2. Die andere, ergänzende, Strategie ist die der Mittleren und Unteren Ebene:

Als Graswurzelbewegung wollen wir im Kirchenumfeld (nicht nur auf der Leitungsebene) aktiv sein, darauf aufbauen, dass wir uns mit der Forderungskampagne einen Ruf erworben haben und wir wollen »Sauerteig« zu sein dafür, dass die Kirchen die Rolle als Motor zur Beförderung des christlichen Beitrags zur »Großen Transformation« annehmen. Dazu wollen wir vor allem auch auf der Mittleren und Unteren Ebene Einfluss ausüben.

Wir fokussieren uns bei den folgenden Erörterungen auf die zweite Denkrichtung.

6. Strategische Konsequenzen: Wohin soll der Weg gehen?

Aus den Folgerungen in Abschnitt 4.1. resultiert, dass es eines Ökumenischen Aufbruchs zur Wahrnehmung der Schöpfungsverantwortung bedarf. Die Kirchen müssen entschieden als An-

wälte all derer handeln, die von der Klimakrise bedroht sind. Die ökologische Umkehr und anwaltschaftliches Handeln können jedoch nicht gelingen ohne die Bereitschaft, bekannte Wege zu verlassen, ohne die Bereitschaft anzuecken und unbequem zu sein. Sie können nicht gelingen, wenn man darauf wartet, bis alle Gemeindeglieder, Lesebriefschreiber*innen und Politiker*innen dazu bereit sind. Sie können nicht gelingen ohne eine Kirche, die mutig, sichtbar, hörbar, offensiv und anwaltschaftlich handelt und aufsteht gegen das Unrecht.

Bei aller Anerkennung für das bisher Geleistete ist daher von den Kirchen zu erwarten, dass sie ihrer ethischen Verantwortung in einer so umfassenden und neuen Weise zu begegnen, dass es der Größe des Problems angemessen ist. Es bedarf eines Umkehrens, das allen Christ*innen deutlich macht, dass die Klimakrise etwas mit ihrem Christ*in-Sein zu tun hat. Die Schuld, die wir auf individueller und gesellschaftlicher Ebene auf uns laden, ist klar zu benennen und laut, kämpferisch und unbequem zu werden und alle Möglichkeiten zu nutzen, zur sozial-ökologische Transformation beizutragen. Dazu sollen die folgenden Ausführungen einen Anstoß geben.

WOHIN also soll der Weg gehen, den die Kirchen zu beschreiten sich entschließen könnten?

- Die Kirchen können und sollen **Räume schaffen** für interdisziplinären Austausch, um dem *Umkehrprozess* eine Basis zu verschaffen. Gleichzeitig sollen sie sich aber nicht scheuen, auch politisch streiten, um diese **Räume zu weiten** und nicht unter sich zu bleiben.

- Sie sollen Menschen motivieren, in den Räumen mitzumachen, »*Willige zusammenrufen*«*, mit ihnen neue Erzählungen kreieren, die aktuelle Situation vergegenwärtigen und zugleich Quellen und neue Wege erschließen. Gleichzeitig müssen Grundsatzschriften in leichter vermittelbare Narrative und in konkrete Handlungsempfehlungen umgesetzt werden.

- Unser Vorschlag ist, diesen Paradigmenwechsel der Kirchen vor allem mit den unteren Ebenen der Hierarchie zu bewältigen. Deswegen die **Strategie der Mittleren und Unteren Ebene**.

* »Willige« sind in etwa definiert als Menschen, denen die Bedrohung unserer Mitwelt vollkommen klar ist, die davon betroffen sind durchaus auf verschiedene Weise (Angst, Wut haben,

Unklarheit, was man tun, wo man andocken kann, aber Notwendigkeit zum Handeln wird eingesehen). Sie sollen angesprochen werden im christlichen Umfeld, da wir uns natürlich auf christlich/biblische Inhalte beziehen wollen, aber prinzipiell sind natürlich alle Interessierten willkommen.

Argumente für die Fokussierung auf die Mittlere und Untere Ebene sind:

- Die Stelleninhaber der Mittleren und Unteren Ebene sind motiviert, ungeduldig über die Zögerlichkeit und das vorherrschende Bewusstsein ihrer Kirchen. Zitat: »Sie (die Kirchen, Anm. d. Verf.) werden ihrer Aufgabe nicht gerecht, nämlich eine zeitgemäße Umsetzung des Evangeliums als der Orientierung hin zum ›guten Leben‹ bzw. einer gerechteren Welt zu verfolgen.«
- Sie können Mitstreiter sein für den Weg der Kirche von unten.
- Die Kirchen sind die am weitesten vernetzte Organisation im Land, das Netzwerk reicht in unüberschaubar viele Kommunen. In diesen Netzwerkästen sind aber neben den Pfarrer*innen/Pastor*innen vor allem die Fach- und Profilstelleninhaber der Mittleren Ebene aktiv.
- Auch die untere Ebene kann über den Gemeindebereich hinaus Räume schaffen (»Willige zusammenschließen«); dazu gibt es beispielsweise das Konzept des *Klima-Tisches*.

Das **WOHIN** beschreibt das Ziel des zu beschreitenden Weges. Im nächsten Schritt ist zu spezifizieren, **WIE** man nach Zielerreichung ins Handeln kommt, anders gesprochen, was soll in den Räumen geschehen, wo sich Willige versammelt haben.

Unsere Antwort lautet:

Unter dem Motto *Anders leben lernen, damit alle leben können*

soll ein dreiphasiger Prozess ablaufen, der von den Funktionsinhabern der Mittleren Ebene organisiert und vorangetrieben wird (Kirche als Prozessstreiber). Die drei Phasen sind überschrieben mit

Zusammen denken/lernen
Zusammen wachsen
Zusammen handeln

Bevor die Phasen näher beschrieben werden, sei eine der Intention entsprechende Beschreibung des Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, Dr. Thorsten Latzel, vorangestellt. Er schreibt:

- *Wir werden die Klimakrise nicht rein technisch lösen können. Wir brauchen Orte, an denen wir selbst anders werden können.*
- *Wir werden die Kriege nicht mit Waffen allein beenden können. Wir brauchen Orte, an denen wir lernen, wie vergeben und versöhnen geht.*
- *Wir werden die sozialen Spaltungen nicht nur mit Programmen regeln können. Wir brauchen Orte, an denen wir einüben, miteinander zu teilen, was wir haben.*

In **Phase I** (*Zusammen denken/lernen*) sollen grundlegende Fragen für die inhaltlich adäquate Auseinandersetzung mit dem Menschheitsproblem Klimakrise besprochen und ein Antworten-Konsens gefunden werden. Dazu soll in verschiedenen Gruppen, die sich an verschiedenen Orten treffen, sich aber dem Anliegen des Prozesses verschreiben, in systematischer Weise prophetisch analysiert werden. etwa:

- Lebens- und Seinsbedingungen im bestehenden System bestimmen
- Entwürfe für »Anders leben« entwickeln, auch SDGs einbeziehen
- Sich fragen: Wie kann Kraft erwachsen, anderes Leben zu wagen?

In **Phase II** (*Zusammen wachsen*) sollen die Gruppen in Plenen zusammenkommen und ihre Ergebnisse abgleichen und konsolidieren, um sich gemeinsam auf ein Gesamtkonzept als Grundlage der in der entscheidenden Phase III zu beschreitenden Wege zu verständigen.

In **Phase III** (*Zusammen handeln*) geschieht nun der Aufbau von **Zukunftswerkstätten**, in denen das »Anders leben« in die Tat umgesetzt werden soll, um dem Kampf gegen die Klimakatastrophe ein Lebensmodell entgegenzusetzen, das einen Ausweg aus der drohenden Zerstörung der Lebensgrundlagen zu bieten verspricht. Diese Zukunftswerkstätten dienen dem Aufbau von exemplarischen Netzwerken eines anderen Lebensstils, in denen eine neue Werteordnung der sozialen und wirtschaftlichen Bezüge miteinander

praktiziert und kultur- und klassenübergreifend kommuniziert werden soll.

Abschließend wird eine beispielhafte Detaillierung der Inhalte der drei Phasen gegeben.

ad Zusammen denken/lernen:

- Bestehendes System in seinen verschiedensten Ausprägungen verstehen. Defizite herausarbeiten. »Prophetische Analyse« (Accra-Bekenntnis 2004) durchführen.
- Biblische Bilder als Orientierungspunkte heranziehen, auch als Perspektiven der Hoffnung und Quellen der Kraft. Konsequenzen ziehen/ Konzepte erarbeiten für »das gute Leben«, »das Leben in Fülle«.
- Verstehen: Learning by doing, doing by learning
- Wir brauchen nicht nur Systemwissen (heutiger Wissensstand, reicht aber nicht aus!!), sondern auch Ziel- und Transformationswissen.

Eine Verständigung über Schlüsselnarrative ist dringend notwendig:

Vorherrschend:

- grenzenloser Fortschrittsoptimismus,
- Glaube an die Verfügbarkeit und technologische Beherrschbarkeit der Erde,
- Vertrauen in die Wohlfahrtseffekte wirtschaftlichen Wachstums
- Segnungen grenzenlosen Konsums

Notwendig:

- Gesellschaftliche und theologische Auseinandersetzung mit diesen Narrativen,
- kirchliche Erzählungen, die kulturellem Wandel Richtung geben können: Auseinandersetzung mit den großen kirchlichen Erzählungen.

ad Zusammen wachsen:

- Die o.g. Räume müssen geschaffen, bereitgestellt werden. Hier können die Gruppen, die an verschiedenen Orten sich zusammengefunden hatten, sich verständigen und abgleichen.
- *Rituale der Spiritualität begleiten das Sich-Finden in Erkenntnis und Emotionalität.* Eine solche Spiritualität lebt von den großen biblischen Erzählungen und Verheißungen Guten Lebens und ist widerständig gegen die vorherrschenden Narrative der Konsumgesellschaft und des blinden Fortschrittsglaubens
- Die Kirchen sind gefragt, diesen Prozess zu treiben -- > **Initiativkirche**
- Professionelle Begleitung durch Moderatoren!?
- Konzipierung von sozialen Netzwerken eines gewandelten Lebensstils

ad Zusammen handeln:

- Eine neue Werteordnung der sozialen und wirtschaftlichen Bezüge miteinander praktizieren und kommunizieren. Dabei in Spiritualität verbunden sein (vgl. mit frühchristlicher Aufbruchsbewegung)...
- Religiös-kulturelle Transformation der leitenden Werte und Aufbau von überschaubaren Räumen für eine alternative Lebenskultur.
- Umkehr lernen als Übung im Alltag. Zukunft gemeinsam ausprobieren.
- Entwicklung von sozialen Netzwerken eines gewandelten Lebensstils
- »*derer sind mehr, die bei uns sind, als derer, die bei ihnen sind*« (2 Kön 6,16-17).

Das Gesamtkonzept wird graphisch in folgendem Schaubild zusammengefasst:



Quelle: Scientists for Future

Wie ich die evangelische Kirche erlebe

Alexander Jungkunz, Journalist, Chefpublizist und Mitglied der Chefredaktion der »Nürnberger Nachrichten«

Wie ich die evangelische Kirche erlebe: So heißt die Überschrift, die über meinem Beitrag steht.

Es wird ein durchaus subjektiver Blick, das soll es ja wohl auch sein. Zunächst mit einem Vergleich zweier kriselnder Branchen mit ähnlichen Problemen – Medien und Kirchen. Dann Beobachtungen und Kritikpunkte, die Kollegen und mir auffielen an unserer Kirche. Und zum Schluss – konstruktiver Journalismus ist ja angesagt, und das ist gut so – ein paar Vorschläge, wie sich ein Laie wie ich seine Kirche wünscht.

Wer ist »ich«? Ich bin seit 34 Jahren bei den NN, wir decken in Print ein Gebiet von rund 60, 70 Kilometern rund um Nürnberg ab. Ich beobachte da – zusammen mit einigen wenigen anderen KollegInnen – auch Kirche. Die Betonung liegt auf »auch«: Wir haben, wie sicherlich die meisten regionalen Medienhäuser, keinen Kirchen-Spezialisten, der nichts anderes macht als Kirche zu beobachten und zu beschreiben. Das können wir uns nicht leisten. Aber wir berichten, gerade in unseren vielen Lokalausgaben, oft über Kirche: Was die Gemeinden vor Ort anbieten, Feste, Aktionen, Personalien: Da wird abgebildet, was Kirche so tut. Ohne Einordnung.

Die erfolgt – gelegentlich – im Politikteil. Mit Porträts bei Personalwechseln – neue EKD-Ratspräsidentin: Wer ist das denn? Wer wird nächste Landesbischöfin in Bayern? Personalien interessieren – zumal sie ja auch mit Positionen, mit Inhalten verbunden sind. Dabei sehen wir: Kirchliche Themen, Texte über die Zukunft der Kirche – sie stoßen durchaus auf Interesse, was auch an Leser-Reaktionen zu merken ist.

Gelegentlich auch über Kirche schreiben: Das ist also Teil meines Jobs. Wie Kirche tickt, das konnte ich als Mitglied der Landessynode hier in Bayern neun Jahre lang ein bisschen erleben. Mit vielen wunderbaren Bekanntschaften – und sehr vielen ernüchternden Erlebnissen und Erkenntnissen. Warum Kirchenpapiere zu oft viel zu ausgewogen sind, um wirklich Anstoß zu erregen und Stoff für uns Medien zu liefern – das habe ich verstanden, nachdem ich mal selbst an so einem Papier mitgearbeitet habe und erlebte, wer da alles wo noch abschleift, glättet und feilt, bis wirklich auch die Letzte noch ihr Ja und Amen

dazu sagen kann. Lau und weichgespült, aber mehrheitsfähig – vielleicht liegt in solchen Papieren eines der Probleme der Kirche.

Zu zugespitzt? Wohl schon, ja. Aber meine Überschrift heißt: Wie ich die evangelische Kirche erlebe. Und das »ich« und das »erleben« machen klar: Es soll, ja es kann keine objektive Sicht auf Kirche werden. Es ist mein Blick. Ungerecht, sorry, einseitig auch, und wahrscheinlich – eine Berufskrankheit unserer Branche – zu negativ. Zu zuspitzend. Wir können oft nicht anders, wollen wir wahrgenommen werden.

Und das wollen wir Medien, das will – hoffe ich doch – auch Kirche. Wahrgenommen werden. Wir tun uns aber beide zusehends schwer damit. Medien und Kirche: Wir haben ähnliche Probleme und Sorgen, vielleicht auch Chancen. PfarrerInnen und JournalistInnen: Auch sie haben einiges gemeinsam.

- Wir arbeiten sonntags. Meistens jedenfalls – auch da diversifiziert sich das Angebot: Es gibt neue Gottesdienst-Formate und -Termine, die Digitalisierung hat den Redaktions- und Sende-schluss abgeschafft und auch dazu geführt, dass aus dem für Journalisten sonst meist arbeitsfreien Samstag – da muss keine Zeitung für den nächsten Tag gemacht werden – ein zusehends normaler Arbeitstag wird, weil Inhalte sich nicht darum scheren, ob es nun Samstag oder Sonntag ist.

- Manche Journalisten schreiben Predigten statt Leitartikel, manche Pfarrer predigen Leitartikel statt Predigten. Beides gelingt meistens nicht wirklich gut.

- Wir haben ziemlich ähnliche Probleme. Unsere wichtigsten Produkte sind zusehends weniger gefragt, unsere Kunden werden weniger: Sie in den Kirchen erleben einen Mitgliederschwund, die Austrittszahlen sind alarmierend. Wir erleben einen Auflagenschwund, die Leserverluste sind alarmierend. Wir schrumpfen beide – jedenfalls mit unseren »Kernprodukten« Gottesdienst und Tageszeitung.

- Wir experimentieren beide mit neuen Formaten und mit Veränderungsprozessen. In der Landeskirche erleben Sie gerade PUK, also den Umstruk-

turierungsprozess »Profil und Konzentration« – und manche sehen darin, nicht völlig unbegründet, nur mal wieder einen neuen Stellenkürzungs- und Sparplan. Sie legen Gemeinden zusammen, sie bieten neue Gottesdienstformen an, sie gründen Jugendkirchen, starten fit- oder Mut-Projekte – vieles aus der Not geboren und aus dem Druck, mehr und jüngere Menschen zu erreichen

■ Wir haben ganz ähnliche Probleme. Die Medienbranche erlebt Fusionen, Schließungen, Stellenabbau. Wir experimentieren mit digitalen Formaten, wir sichten Ressourcen um, wir setzen zugleich aber auf die gedruckte Zeitung, die noch immer das Kernprodukt ist und auch die cash cow. Ein Spagat – bei Kirchen wie bei Medien: Wir wollen und müssen das schrumpfende, buchstäblich aussterbende Stammpublikum halten, wir wollen und müssen aber auch jüngere Menschen erreichen. Das aber geht nur mit einem zusehends differenzierten Angebot.

Und da liegt vielleicht auch ein Teil unserer Probleme: in diesem Diversifizieren. Haben wir unser Kerngeschäft zu sehr aus dem Auge verloren? Das Kerngeschäft des Journalismus sind Nachrichten, Analysen, Einordnungen. Die liefern wir – aber eben auch: Weinpakete. Oder Reisen. Oder besondere, künstlerische Bettwäsche. Oder Veranstaltungen, die wir anbieten und moderieren. Wir bedienen mehr Kanäle denn je. Schreiben, senden, machen Podcasts und Newsletter – nicht mit mehr, sondern mit weniger Personal. Kann es sein, dass wir da etliche überfordern? Und es ihnen auch leicht machen, sich hinter dieser Überforderung zu verschanzen? Vor lauter Tagesplanung für die Ausspiel-Kanäle komm ich gar nicht mehr dazu, mich mal auf gute Inhalte zu konzentrieren? Mir kommt diese Ausrede jedenfalls bekannt vor.

Pfarrer oder Dekaninnen haben, wenn ich es richtig sehe, ähnlich wachsende Aufgaben – deswegen finden sich, wie zu hören ist, auch immer seltener BewerberInnen für Führungsstellen, geht uns übrigens ähnlich. Seniorenkreis und Konfis, Gemeindebrief, Kirchenvorstand – die Klassiker sind geblieben. Dazu mehr und mehr die mühsame Suche nach neuen Geldquellen, weil die alten irgendwann versiegen: Sponsoren finden, Adventskalender herausgeben, natürlich digital präsent sein – mit Pfarrern, von denen manche vielleicht zu viel posten auf Facebook, während andere sich da viel zu vornehm zurückhalten.

Da verwischen Botschaften und Angebote. Da droht das jeweilige Kernprodukt unterzugehen vor lauter anderen Aktivitäten.

Noch eine Parallele zwischen Medien und Kirche: Beiden Branchen wird vorgeworfen, zusehends auf Haltung zu setzen und weniger auf reinen Inhalt. Also: In Berichten verschwimmen Nachrichten und Wertung. Kommentar und Meldung werden nicht sauber getrennt, weil viele ihre Haltung auch in Analysen einfließen lassen.

Und weil sie von ihrer Haltung felsenfest überzeugt sind. Wir haben in den Redaktionen vermutlich zu viele Oberlehrer und Chefmoralisten, die sich gar nicht vorstellen können, dass andere ihren doch so fundierten Standpunkt nicht teilen. Zu viel Eindeutigkeit, obwohl die meisten Themen keineswegs eindeutig oder einfach sind. Zu wenig Grautöne, zu wenig Gegen-Standpunkte. Pro & Contra, das ist ein gutes, wenn auch wieder polarisierendes und zuspitzendes Format. Denn es zeigt: Es gibt andere Meinungen, die ebenso gut begründet sind – nicht nur die eine Sicht.

Ist es bei Kirchen nicht ähnlich? Damit sind wir bei der großen Dauerbaustelle, Dauerfrage: Ist Kirche zu politisch? Sie muss natürlich politisch sein – finde nicht nur ich. Die Botschaft Christi war oft radikal politisch. Einseitig. Eindeutig bei den Schwachen, Ausgestoßenen, Verachteten.

Aber was heißt das heute? Darüber lässt sich lange streiten. Kirche ist wohl nicht zu politisch. Aber zu **tages-politisch**. Auch: zu erwartbar. Zu berechenbar. Nicht mehr überraschend. Was ist hängengeblieben von der jüngsten EKD-Synodaltagung in Magdeburg – nicht nur, aber auch wegen der medialen Berichterstattung? Synode will Tempo 100 für Kirchen-Beschäftigte auf der Autobahn und Tempo 80 auf Landstraßen. Und: Synode stützt das Anliegen der »Letzten Generation« – es gab stehende Ovationen für eine Aktivistin der Klima-Bewegung. Da ist es schon überraschender, wenn der Arbeitskreis Bekennender Christen naturgemäß gegen ein Tempolimit plädiert, interessante Begründung: Man müsse so eine »konkrete Vorgabe theologisch gesehen als Ausdruck von Gesetzlichkeit verstehen, die evangelischer Freiheit widerspricht.« Das ist immerhin originell und überraschend, wenn auch wenig überzeugend.

Ein Kollege sagte mir kürzlich: »In den schlimmsten Fällen wirkt Kirche wie ein SPD-Parteitag mit Kreuzifix und Vaterunser.« Er hat selbst Theologie studiert, er mag und schätzt und will Kirche –

aber oft nicht in der Erscheinungsform, in der nicht nur er sie erlebt. Man kann darüber streiten, ob eine Synode eher einem SPD- oder einem grünen Parteitag ähnelt – aber wenige würden dieser Einschätzung widersprechen. Nicht selten wirkt Kirche da wie eine Art Bund Naturschutz mit etwas Spiritualität. Oder wie eine Nicht-Regierungsorganisation.

Apropos Nicht-Regierungsorganisation: Was nicht nur mir auffällt beim Blick auf unsere Kirche – sie wirkt eher wie eine Regierungsorganisation denn wie eine NGO. Irgendwie steckt diese Staatsnähe den führenden Protestanten seit Jahrhunderten in den Knochen – und sie bekommen sie nicht los. Das gilt für etliche inhaltliche Übereinstimmungen: Manches Kirchen-Papier ähnelt in der Stoßrichtung doch ziemlich deutlich dem, was die Ampel in ihrem Koalitionsvertrag stehen hat – bis aufs heikle Thema Staatsleistungen an die Kirchen natürlich.

Diese Nähe zum Staat, sie ist aber auch zu sehen und zu spüren. Wie da etwa auf Synoden gestandene Bischöfinnen und Bischöfe fast schon in Verzückung geraten, weil der Ministerpräsident ihnen die Ehre gibt – das fand ich doch etwas befremdlich. Zumal dieser amtierende Ministerpräsident selbst mal, noch als Minister, Mitglied der Synode war und da nicht wirklich jene Ehrerbietung gegenüber der Kirche zeigte, die deren Vertreter ihm entgegenbrachten. Söder war da, ich spitze natürlich wieder zu, mehr der Lummel von der ersten Bank als der engagierte Protestant.

Bleiben wir kurz bei der »Letzten Generation«: Nun lud Heinrich Bedford-Strohm einige der AktivistInnen zum Austausch mit Mitgliedern der Staatsregierung, darunter Innenminister Joachim Herrmann. Kirche als Brückenbauer, als Moderator: Die Aktion fand auch kirchenintern ein sehr unterschiedliches Echo: zu viel Nähe zu den Autobahn-Anklebern, sagen die Konservativen. Eine zu laue, zu unentschiedene Mittler-Position, kritisieren auch Pfarrer. Und das kann man, das möchte ich auch fragen: Wäre jene radikale Position, wie sie etwa der Nürnberger Jesuiten-Pater Jörg Alt einnimmt, der sich auch anklebt und der Lebensmittel aus Containern holt, um dafür endlich verurteilt zu werden und den Irrsinn der Gesetzgebung aufzuzeigen – wäre eine solche radikale Position nicht klarer, natürlich auch polarisierender, streitbarer, für manche abschreckender?

Warum Kirche dies nicht tut, diese Radikalität nicht wagt – das hat, so vermute ich mal, Grün-

de, die man nachvollziehen kann, wenn es um den Erhalt der Amtskirche geht: Sie braucht natürlich kirchensteuerzahlende Mitglieder, sie will sie halten – und radikale Positionen stoßen manche ab, die noch Mitglied sind.

Mitglieder halten: Das löst bei Kirchen ähnlich verzweifelte und meist ähnlich erfolglose Anstrengungen aus wie das Werben um Abonnenten bei uns. Wir verschenken Geld, Prämien, locken mit I-Pads, Super-Sonderpreisen für Digital-Abos. Die Kirche setzt auf Wiedereintrittsstellen, deren sicher schöne Erfolge doch die Flut der Austritte kaum lindern können. Wir schreiben Abbesteller an – und können manche halten.

Und: Die Kirche steckt sehr viel, meines Erachtens zu viel Geld in Werbemittel. Und überhaupt in Papier. Die ELKB erfand vor ein paar Jahren eine Art Bilanz-Broschüre, sehr aufwendig gemacht, edles Papier, als Jahresrückblick, mit Zahlen, Daten und schönen Reportagen. Wie ein Unternehmens-Bericht, nobel. Versandt an Entscheider, Politiker, auch an Redaktionsleiter – und, ich wette, sehr oft in der Ablage P gelandet. Macht das den Kern von Kirche aus? Braucht Kirche das? Oft ist vom Mut zum Weglassen die Rede – gerade bei solchen teuren PR-Aktionen ist davon zu wenig zu sehen.

Oder all die Bildungswerke. Braucht Nürnberg, Erlangen und Fürth wirklich je ein eigenes evangelisches Bildungswerk? Mit eigenem, meistens sehr ähnlichem und überschaubarem Programm, wo Kirche ein bisschen Volkshochschule spielt? Und natürlich mit jeweils eigenem Leitbild, eigener Corporate Identity. Viel Aufwand – aber ist das wirklich der Kern von Kirche?

Wenn aber Kirche wirkt wie ein Interessensverband oder wie ein Unternehmen – muss es einen dann wundern, wenn viele sagen: Da trete ich aus, wie aus einem Verein, bei dem ich Karteileiche bin. Oder »wenn die Mitgliedschaft gekündigt wird wie ein ungenutztes Fitnessstudio-Abo«, so schrieb es die »Süddeutsche« kürzlich in einem Text über den Mitgliederschwund. Das ist doch das eigentlich Erschreckende, Traurige: Dass viele gehen, weil ihnen diese Kirche offensichtlich gleichgültig geworden ist, sie nicht mehr berührt. Das ist das Schlimmste, was Kirche passieren kann: wenn sie Menschen kalt lässt, wenn sie ihnen egal ist.

Dabei gibt es, das ist ja abzulesen am boomenden Markt für Sinnstiftendes bis hin zu Esoterischem, jede Menge Nachfrage nach dem, was Kirche

eigentlich bieten kann. Das zeigt ja auch der tolle Erfolg des Twitter-Segens von Cornelia Egg-Möwes. Dass die Landeskirche darauf nicht reagiert, ist kein gutes Signal – ein so erfolgreiches Projekt mit Super-Reichweite müsste dort doch mit Handkuss begrüßt und gefördert werden.

Es ist ja momentan angesagt und auch schön, Texte mit Lied-Zeilen zu unterlegen. Kathrin Preidel hat vom *Walk on the wild side* gesprochen, den die Kirche antreten solle – nur zu, rufe ich ihr gern zu! Und mir fällt beim Blick auf die Sehnsüchte, die Wünsche, auch die Seelennöte vieler Menschen dieses schöne Lied vom Sehnen ein: »*Da wohnt ein Sehnen tief in uns, o Gott, nach dir, dich zu sehn, dir nah zu sein. Es ist ein Sehnen, ist ein Durst nach Glück, nach Liebe, wie nur du sie gibst. Um Frieden, um Freiheit, um Hoffnung bitten wir. In Sorge, im Schmerz – sei da, sei uns nahe, Gott. Um Heilung, um Ganzsein, um Zukunft bitten wir. sei da, sei uns nahe, Gott.*«

Das sind Wünsche und Sehnsüchte, die viele haben, gerade in diesen schwierigen Zeiten. Sie spüren dieses Sehnen – aber ob ihre Sehnsucht, ob ihr Durst nach Heilung und Ganzsein in unserer Kirche gestillt wird? Nicht wenige haben darauf eine unmissverständliche Antwort: eben den Austritt. Kirche hat ihnen zu wenig zu bieten, lässt sie offensichtlich kalt, kommt ihnen nicht nahe genug, erreicht sie nicht.

Vielleicht ist Kirche, ist meine Kirche da zu sehr Spiegelbild und Teil eines auf Zahlen und Bilanzen basierenden Systems. Ähneln sie zu sehr einem Unternehmen, mit Vorstandsvorsitzenden und Regionaldirektoren, die mehr oder weniger verzweifelt versuchen, Kunden zu erhalten.

Beatrice von Weizsäcker hat kürzlich auf einen Post von Norbert Roth, in dem es um Kirchenaustritte ging, ganz knapp drei Gründe dafür genannt:

Weil die Kirche zu politisch ist (ev).
Weil sich die Kirche ihren Problemen nicht stellt (r-k).
Weil es kaum noch um Gott geht (bei beiden).

Sie trifft da knapp und genau die wunden Punkte, finde und fürchte ich. Die auch eine buchstäblich notwendige weitere Annäherung der Kirchen verhindern. Die katholische Amtskirche? Woelki bleibt, Schick geht – das sagt doch fast alles. Eine Selbsterstörung, die fassungslos macht. Und die

Ökumene zurückwirft, die doch an der Basis, in den Gemeinden, oft wunderbar funktioniert.

Dabei können viele, die weder Zeit noch Lust haben, innerkirchliche Scharmützel und theologische Großkonflikte zu verfolgen, immer weniger verstehen, warum da mindestens zwei Kirchen den gleichen Gott haben. Der vorhin erwähnte und geschätzte Kollege, der Theologie studierte, sagt: »Woran ich schlicht verzweifle: Dass man sich immer noch in interkonfessionellen Disputen befindet, wo doch die Mehrheit der Menschen in Deutschland sich vom Christentum an sich abwendet. Wie schön wäre ein gemeinsames Dach und darunter eine große Vielfalt.«

Auch dafür, für diesen frommen Wunsch, müsste man sich übers Kerngeschäft einig sein. Ist man aber nicht. Vielen – nicht allen - Katholiken sind die Protestanten zu politisch. Aber, und das eint die Amtskirchen, befürchte ich, wirklich: Es geht, ich zitiere Beatrice von Weizsäcker, momentan kaum noch um Gott.

Kathrin Preidel hat sich in ihrem Beitrag mehr Mut zur Entschiedenheit gewünscht, mehr Ökumene, mehr Bekenntnisse zur Radikalität der Botschaft Jesu Christi. Ja, bitte, unbedingt! Ich sehe davon wenig.

Eine Kirche der Schwachen, der Armen? Wo ist die denn? Ein Beispiel aus meiner eigenen Gemeinde: Es gab da vor einigen Jahren lange Debatten, ob das denn zumutbar sei: dass die Fürther Tafel im Gemeindesaal eine Ausgabestelle einrichtet – die Abfälle, der Biomüll, die Gerüche... Inzwischen ist die Tafel dort selbstverständlich. Gottseidank. Und mehr als gut besucht, rappellvoll.

Und Kirche hat doch wirklich Raum genug. Kirchenräume, Gemeinderäume – eher viel zu viel als zu wenig, und zu viel steht während der Woche leer. Da ist Platz, mitten in der Stadt, mitten im Dorf. Für Tafeln, für Treffen, für Schwache, für Kultur, Begegnungen, Konzerte, gemeinsames Singen, Feiern, Essen. Vesperkirchen: Warum ist diese wunderbare Einrichtung die Ausnahme, nicht die Regel? Nächstenliebe zeigen, Christ-Sein und Gemeinschaft leben, durch Taten wirken und vielleicht auch darüber reden: Wäre das nicht was, das anstecken könnte, Kreise ziehen?

So erlebe ich evangelische Kirche zu selten – um auf meine Überschrift zurückzukommen, wie ich evangelische Kirche erlebe. Ich **erlebe** zu wenig

in dieser Kirche, ich sehe sie zu oft als geschlossenen Kreis, der immer kleiner wird.

Nochmal Lied-Texte: Kathrin Preidel zitierte auch Leonhard Cohen mit seinem »*There is a crack, a crack in everything / That's how the light gets in*«.

Es kommt zu wenig Licht rein in unsere Kirchen, sie sind zu abgeschottet, sie brauchen womöglich tiefere Risse, cracks, damit das Licht in ihnen leuchten kann. Wir lassen zu oft nur unsere eigenen Lichter leuchten – keine von außen. Kirche ist sehr selbstreferenziell; viele der Debatten, die sie führt, versteht außerhalb der Amtskirche kaum jemand. Auch hier auf dieser Tagung, befürchte sich.

Wir betreiben zu oft Nabelschau – ein bisschen auch hier. Vielleicht wäre es hilfreich, einmal zuzuhören, wie Menschen, die das vorhin erwähnte Sehnen in sich spüren, die Sehnsucht haben nach Geborgenheit, nach Orten der Stille, nach Sinn, Licht, nach Gott, auch nach Ritualen, also: nach dem, was Kirche ausmachen kann – wie solche in der Regel gestressten Menschen die internen Kirchen-Debatten beurteilen würden. Ich fürchte, sie hätten wenig bis null Verständnis.

Bleiben wir bei Liedern. »Von guten Mächten wunderbar geborgen«, ein Klassiker, ja. Aber

reden wir, kümmert Kirche sich wirklich um diese guten Mächte, also um Gott? Und um das, was Glaube ausmacht und bieten kann? Eben dieses »geborgen« sein und »getrost«? Ich jedenfalls – mein natürlich wieder subjektiver Eindruck – erlebe davon zu wenig in der evangelischen Kirche.

Zu oft Verzagtheit, auch Ratlosigkeit, manchmal eine gewisse Wurstigkeit – und zu wenig Gelassenheit: Wir sind geborgen und können daraus die Kraft für die Freiheit eines Christenmenschen schöpfen. Freiheit, nicht Getriebenheit. Bonhoeffer schrieb seine Zeilen in einer Situation, die gewiss härter war als unsere Zeit, trotz ihrer heftigen Krisen. Wir können daher doch getrost sein. Trost weitergeben. Getrost, getröstet, geborgen und gestärkt.

Um uns an die Arbeit zu machen – egal wo. In der Redaktion oder im Landeskirchenamt. »Ihr aber, seid getrost und lasst eure Hände nicht sinken; denn euer Werk hat seinen Lohn.« (2. Chronik 15,7), das war unser Trauspruch – umstritten, ja, Stichwort Werkgerechtigkeit und so, anderes Thema. Aber im Wissen ums Getrost sein handeln, prüfen, weglassen, sich konzentrieren und mit Herzenslust und Gottvertrauen arbeiten: So würde ich evangelische Kirche gern erleben. 

Rückzug oder Aufbruch? Chancen für die evangelische Kirche im gesellschaftlichen Wandel

Prof. Dr. Klaus Tanner (em.), Universität Heidelberg, ehem. Leiter der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft e.V. (FEST)

1.

»Demokratie braucht Religion« das ist der Titel einer kleinen Schrift, die der Jenaer Soziologe Hartmut Rosa in diesem Jahr veröffentlicht hat. Es handelt sich dabei um einen Vortrag, den er auf dem Würzburger Diözesanempfang 2022 gehalten hat; Gregor Gysi steuerte ein Vorwort bei.¹ Rosas Vortrag will ermutigen. Die Frage »ob die heutige Gesellschaft noch der Kirche oder der Religion bedarf« beantwortet er mit einem klaren »Ja!« (74/75). Der Soziologe will seine Zuhörer und Leser davon überzeugen, dass »die Kirche eine verdammt wichtige, eine sehr wichtige Rolle in dieser Gesellschaft zu spielen hat, ... weil sie ... einer Gesellschaft etwas anzubieten hat« (26/27). Er beobachtet allerdings auch »mit einer gewissen Sorge«, dass die weitverbreitete Überzeugung, Kirche sei ein Anachronismus, von Kirchenvertreterinnen und –vertretern »irgendwie« geteilt wird.

Drei Darstellungsstränge verknüpft er in seinem Vortrag: 1) Eine Zeitdiagnose 2) Grundelemente seiner eigenen soziologischen Theorie 3) Aussagen zu Sinn und Funktion der »Institution Kirche«.

Seine Zeitdiagnose ist eine Krisendiagnose. »Rasender Stillstand« ist der Schlüsselbegriff seiner Diagnose. Der Zwang zum permanenten Wachstum und zur Beschleunigung aller Prozesse führe zu dieser Dynamik. Die »dynamische Stabilisierung« (28) unserer Gesellschaft hänge daran, dass wir in allen Lebensbereichen eine »permanente Steigerung« hinbekommen. Dabei sei der »Sinn der Vorwärtsbewegung« verloren gegangen (22). Über das Ziel dieses Wachstum gebe es kaum eine Diskussion. »Wir haben nicht mehr den Sinn dafür, durch diese Steigerung zum guten Leben zu finden.« Der Frust und die Enttäuschungen nehmen zu, weil die Differenz zwischen den Versprechungen der modernen Kultur und den faktischen Verhältnissen für viele Menschen immer größer wird. Diese gesellschaftliche Dynamik führt für Rosa »systematisch zu einem Aggressionsverhältnis zur Welt« (41). Das wirkt sich auch politisch aus. Der »Andersdenkende ... ist nicht mehr Dialogpartner... sondern ekeleregender

Feind, den man zum Schweigen bringen muss (43.). Politisch sei das gefährlich, denn »Demokratie funktioniert im Aggressionsmodus nicht« (53).

Charakteristisch für unsere Gesellschaft sei aber auch das vielfältige Suchen »nach einer alternativen Form der Weltbeziehung, des In der Welt-Seins« (27). Der Boom der Esoterik sei ein empirisch greifbarer Ausdruck dieser »tief verwurzelte(n) Resonanzsehnsucht« (70). »Resonanz« ist der Schlüsselbegriff, gleichsam der Markenname für Rosas eigene soziologische Theorie. Er profiliert ihn u.a. durch den Rückgriff auf Bruno Latour »Das Wichtigste ist, dass ich aufhöre« (56) – dass ich mich »anrufen lasse«. Eine Stimme haben, sich artikulieren dürfen und können macht nur Sinn, wenn es auch »offene Ohren« gibt, »die Bereitschaft zum Zuhören«. Im Würzburger Vortrag knüpft Rosa an das biblische Bild vom »hörenden« oder »verstehenden Herzen« an. Hannah Arendt hatte in ihrem Aufsatz »Verstehen und Politik« Bezug genommen auf das Alte Testament, das dritte Kapitel des ersten Buchs der Könige. Es ist jene Passage, die sich unmittelbar vor dem sprichwörtlich gewordenen salomonischen Urteil findet. Salomo, der junge unerfahrene Herrscher, bittet Gott um die Fähigkeit »zu verstehen, was gut und böse ist«. Gott antwortet in dieser Szene, die als ein Geschehen im Traum stilisiert ist: »Siehe ich gebe Dir ein weises und verständiges Herz« - so Martin Luthers Übersetzung. Arendt zitiert dieses »alte Gebet« des König Salomo. Der Herrscher, »der sicher etwas von politischen Handeln verstand«, bittet Gott um ein »verstehendes Herz«, für Arendt das »größte Geschenk, das ein Mensch erhalten und sich wünschen kann« Das »verstehendes Herz« ist für ein Arendt Beispiel für eine Form des Wissens, die unterschieden werden muss von »fehlerfreier Information«, logischen Schlussfolgerungen und wissenschaftlichem Wissen.²

Hartmut Rosa sieht in den Kirchen Institutionen, in denen diese Fähigkeit zum Vernehmen, Verstehen und Hören »eingeübt wird«, denn sie »verfügen« über die dafür nötigen »Narrationen« und »soziale und materiale Räume« (67), »über ein kognitives Reservoir ... über Riten und Praktiken«

(55). Gegründet ist dieses Potential in dem, was Rosa »vertikalen Resonanzversprechen« nennt: »Am Grund meiner Existenz liegt nicht das schweigende, kalte, feindliche oder gleichgültige Universum, sondern eine Antwortbeziehung« (71). Eigenes Theorieprogramm und eine Definition von »Religion« werden eng verknüpft. »Das gesamte religiöse Denken, die ganze Tradition der besten religiösen Deutungen« ist für den Soziologen »auf die die Idee und Vergegenwärtigung von Resonanzverhältnissen hin angelegt« (68).

Solche Resonanz hat die Kraft zur Veränderung zur Transformation (62). Allerdings kann keiner »diese verändernde Kraft ... herbeizwingen« (63). Rosa spricht dezidiert von der Unverfügbarkeit und der Ergebnisoffenheit dieses Geschehens. Resonanz entziehe sich der »Optimierung«. Sie hat eine produktive Kraft: Durch solche Resonanz kann Neues entstehen. (66)

Soweit ein erstes Schlaglicht zur Erhellung der Situation: Ein Soziologe, der die Daten und Diskussionen um »Religion«, »Säkularisierung«, Moderne, um Kirchengaustritte und abnehmende Bindekraft vieler Institutionen in unserer Gesellschaft kennt, betont mit Nachdruck die Chancen, die es für die Kirchen auch heute gibt.

Ein zweites Schlaglicht auf die Situation der Kirchen soll zur Charakterisierung der Lage beitragen. Sie ist stärker auf Moll gestimmt. Thomas Brechenmacher, Professor für neuere Geschichte in Potsdam, hat 2021 eine Studie publiziert mit dem Titel »Im Sog der Säkularisierung. Die deutschen Kirchen in Politik und Gesellschaft (1945 – 1990)«. ³ Sein Schlusskapitel stellt er unter die Überschrift »Beschleunigte Entchristianisierung«. Gebündelt finden sich beim ihm, empirisch gut belegt die bekannten Grundzüge der Entwicklung, die er säkularisierungstheoretisch fasst. Die »jahrhundertelange Prägekräft des Christentums, seiner Konfessionen und Institutionen für Deutschland« sei verloren gegangen durch »Entkirchlichung und Entchristlichung« als Stufen des allgemeinen Säkularisierungsprozesses der Moderne« (167/169). Die Kirchengaustritte haben sich auf hohem Niveau stabilisiert und das bedeutendste, sich auf stetigem Wachstumskurs befindliche »Bekenntnis« in der BRD ist das Nicht-Bekenntnis; 2019 lag die Quote der Konfessionslosen bei annähernd 40 % »(circa 32 Millionen)« (166). Mit monokausalen Erklärungen lässt sich diese Dynamik nicht fassen. Sie speist sich aus der »jeweiligen politischen Großwetterlage« (167) und wird sich deshalb, so lässt sich schlussfolgern, durch innerkirchliche Innovations- und

Reformprogramme nicht einfach aufhalten lassen. Der im Rahmen von allgemeinen säkularisierungstheoretischen Annahmen interpretierten Entwicklung gibt Brechenmacher für Deutschland ein besonderes historisches Profil, das durch den staatlich verordneten Atheismus in der DDR geprägt wurde und über die Wiedervereinigung zum gesamtdeutschen »Erbe« geworden ist. Anerkennend hält er mit Blick auf die »friedliche Revolution« fest: »Bemerkenswert bleibt, dass sich die Kirchen doch so positionieren konnten, dass sie im Moment der Schwäche des Regimes des Erstarkens der Opposition den Raum vorhalten konnten, eine Gegenöffentlichkeit zu formieren. ... nichtsdestoweniger hatte der Sozialismus auf dem Weg der Entchristianisierung ganze Arbeit geleistet.« (168)

Im Blick auf die Gegenwart bleibt das Fazit der Analysen pessimistisch. Der evangelischen und katholischen Theologie traut der Historiker wenig zu: Welche Antworten« sie finden »bleibt ungewiß« (166). Plausibilisierung der christlichen Botschaft durch Politisierung habe keine große Ausstrahlungskraft mehr. Mit scharfen Worten kritisiert er abschließend die Kirchen: »Das Politisierungskonzept eines in Teilen bis zur Unkenntlichkeit verzeitgeistigten Protestantismus« scheint nicht auszureichen und der katholischen Amtskirche attestiert Thomas Brechenmacher »Realitätsverleugnung« (171) Die SchlussThese lautet: Aus dem »Sog der Säkularisierung... scheint bereits ein ...Strudel« geworden zu sein »aus dem sich mit eigener Kraft zu befreien«, den Kirchen in Deutschland »immer schwerer fallen« wird (171).

2.

In den Kirchen und Theologien wurde seit den 1970er Jahren erst einmal mit empirischen Studien zur Erfassung der Austrittsgründe und dem Profil der Kirchenmitgliedschaft reagiert. Die Studien- und Planungsabteilung unter der Leitung von Rüdiger Scholz organisierte für die Evangelischen Kirchen die Mitgliedschaftsuntersuchungen. Seitdem gibt es in immer neuen Wellen anlaufende Reform- und Strukturdebatten. Kirche ist im »Reformstress«, so titelte Isolde Karle bereits 2010.⁴ Eine zusammenfassende Schlussfolgerung und These von Ernst Lange nach der ersten Mitgliedschaftsuntersuchung von 1972 lautete: »Die Beziehungen der Evangelischen zur Kirche sind ungleich viel komplexer und differenzierter als die Theorien kirchlichen Handelns, die gegenwärtig das kirchliche Feld beherrschen. Beurteilungsraster wie »Kirchentreu und Entfremdung« ...

erweisen sich als viel zu simpel.«⁵ Das gilt in gewisser Weise noch heute. Für die faszinierend komplexen und mehrdimensionalen Gebilde der Kirchen wird es nie eine umfassende Theorie geben können. Das ist in der Sache selbst begründet. Die empirischen Kirchen, die »sichtbaren Kirche« ist etwas geschichtlich Gewordenes. Keine evangelische Landeskirche ist allein das Ergebnis einer bestimmten Theologie, die das Steuerungs- und Planungswissen für den Aufbau dieser Kirche zur Verfügung gestellt hat. Anders gesagt, die Kirchen, wie wir sie vorfinden, sind in all ihren Dimensionen und Vollzügen immer reicher, als das, was in einer Theorie abgebildet werden kann. Für die wenigsten der Strukturelemente der heutigen Gestalt der Kirchen gibt es deshalb auch eine direkt biblische oder theologische Legitimation. Weder die Struktur der Organisation in Landeskirchen, noch die Existenz einer akademisch gebildeten Pfarrerschaft noch Pensionsfonds oder die staatliche Kirchensteuer lassen sich direkt biblisch oder theologisch begründen. Sie haben sich als pragmatische, mehr oder weniger sinnvolle Institutionalisierungen in bestimmten historischen Kontexten und sozialen Lagen herausgebildet und sind deshalb nicht sakrosankt, sondern veränderbar.

Die heutige kirchliche Wirklichkeit ist geprägt durch unzählige Planungskommissionen, mit denen versucht wird, Strukturanpassungen vorzunehmen. Exemplarisch genannt sei nur der in Bayern laufende »landeskirchliche Zukunftsprozess« unter den Leitbegriffen »Profil und Konzentration«. »Konzentration« signalisiert die Notwendigkeit der finanziellen Kürzungen, die de facto zu einer Reduktion von Arbeitsmöglichkeiten führen wird. Innerkirchlich binden diese Prozesse sehr viel Kraft. Pars pro toto zitiere ich Eckehard Möller, Vorsitzender des Sächsischen Pfarrervereins. Er beschrieb die Situation so: »Die Struktur-reformen der Kirche und der Personalmangel gehen vielen Pfarrerinnen und Pfarrer an die Nieren. Und es gibt solche, die Stück für Stück daran zerbrechen«. Die neue Ratsvorsitzende der EKD Annette Kurschus hat auf der EKD-Synode in Magdeburg im November 2022 m.E. zurecht davor gewarnt, sich vorrangig mit den Verlustszenarien zu beschäftigen. »Permanent um die eigene Relevanz zu kreiseln«, mache die Kirche nicht attraktiver – im Gegenteil. Das ist kein Plädoyer dafür, den Kopf in den Sand zu stecken. Die haushälterischen Hausaufgaben müssen gemacht werden. Das gehört zu verantwortlichem kirchenleitenden Handeln. Aber diese Verwaltungsarbeit sollte nicht das Bild der Kirche in ihrer Selbstdarstellung dominieren.

Schon fast kanonischen Rang in den neueren Debatten hat die Mitglieder- und Kirchensteuervorausberechnung, die am Freiburger Forschungszentrum für Generationenverträge unter der Leitung von Bernd Raffelhüschen erstellt wurde.⁶ In ihr wurde eine Projektion der Entwicklung bis 2060 entwickelt. Nach dieser Projektion wird sich die Mitgliederzahl der evangelischen Kirchen in diesem Zeitraum halbieren. Für den Rückgang verantwortlich gemacht werden zu etwa gleichen Teilen der demographische Wandel, aber eben auch die zurückgehende Bindungskraft der Institution Kirche. Hier liegen nach Raffelhüschen Ansatzpunkte für eine differenzierte Auseinandersetzung mit Faktoren, die veränderbar sind, d.h. Handlungschancen beinhalten. »Kirchen« als Institutionen werden offensichtlich – auch das ist keine neue Erkenntnis – als Hindernisse für die Kommunikation über »Religion« wahrgenommen. Die Zahlen geben nicht nur Anlass zu Pessimismus. Fast untergegangen ist in der Fixierung auf Untergangsszenarien auch die Aussage in der Studie, dass die Kirchen in den nächsten zwei Jahrzehnten »über Ressourcen zur Umgestaltung« verfügen werden. In der Tat liegt in den vorhandenen Strukturen der evangelischen Kirchen auch heute noch ein enormes Potential. Die Kirchen zählen trotz der Kirchaustritte nach wie vor zu den größten Institutionen in unserem Gemeinwesen. Sie haben ein dichtes, kenntnisreich lokal verwurzelttes Organisationsnetz und eine ausdifferenzierte Infrastruktur. Ihre Traditionen, Kennzeichen und Symbole sind auf wichtigen Feldern der Kultur, in Musik, Literatur, bildender Kunst, Architektur präsent. Sie sind mit ihrer diakonischen Arbeit eine entscheidende Stütze der Sozialkultur. Dies gilt auch für die Lage in den neuen Bundesländern. Über eine Million ehrenamtlich Tätige, mehr als 240.000 Beschäftigte und 20.000 Pfarrerinnen und Pfarrer sowie mehr als 500.000 hauptamtlich Mitarbeitende in der Diakonie⁷ – das ist keine Quantität vernachlässigbar, die man sich im dauernden Konkurrenzkampf um Aufmerksamkeit kleinreden lassen sollte.

Prognosen wie die Freiburger Hochrechnung sollen uns helfen »vorausdenken« und Chancen auszuloten. Mit ihnen werden in der Gegenwart erkennbare Trends hoch- und weitergerechnet. Prognosen operieren mit Hilfe von messbaren und auch in Zukunft als stabil existierenden Größen. Dieser Zugriff verstärkt den Trend, alles messbar machen zu wollen. Das ganze sog. »Qualitätsmanagement« ist davon getrieben. Wir haben das z.B. in den Universitäten durchexerzieren müssen, wenn versucht wurde, die »Lehrleistung«

auf zwei Stellen hinter dem Komma genau zu quantifizieren. Dieser Zugriff hat uns in den Natur- und Technikwissenschaften große Fortschritte gebracht. Ob er aber ausreicht, um den Bereich von Kultur und Gesellschaft zu erfassen, kann mit guten Gründen hinterfragt werden. Die Anzahl der Clicks in neuen sog. »sozialen« Medien können genauso präzise erfasst werden wie die Anzahl der Smartphones, die es gibt. Was sich aber nicht in gleicher Weise erfassen lässt, ist die Qualität der Kommunikation in und mit diesen Medien. In der Hirnforschung werden Hirnströme gemessen und durch aufwändige Computermodellierungen sichtbar gemacht. Solch eine messbare Hirnaktivität ermöglicht aber keinen Aufschluss über den Inhalt eines Gedankens, der gedacht wurde, sowenig wie mit einem Score in der Pflege die Qualität der geleisteten Arbeit umfassend dargestellt werden kann.

Die Grenzen solcher auf Messbarkeit beruhenden Prognostik kennen wir alle aus unserer Alltagserfahrung. Jede Lebensgeschichte eines Individuums oder die Dynamik einer Beziehung zwischen zwei Menschen ist mit diesem Instrumentarium nur begrenzt erfassbar. Trends und statische Mittelwerte und Wahrscheinlichkeiten können genannt werden, z.B. wenn es um einen Krankheitsverlauf geht. Es ist richtig und gut, wenn in der Medizin viel gemessen wird, von der Körpertemperatur über die Blutwerte bis zur Größe eines Tumors. Aber auf die Frage: »Frau Doktor, wie lange werde ich noch leben?« wird jede reflektierte Medizinerin nicht mit einer Datumsangabe antworten. Wenn wir die Zusammenhänge individueller Lebensgeschichten verlassen und uns auf die Ebene der Deutung kultureller und historischer Veränderungen begeben, werden die Grenzen der mathematisierten Prognostik schnell sichtbar. Wer hat 1988 das Ende der DDR prognostiziert oder den Zusammenbruch der Sowjetunion? Wer von uns hat noch im Dezember des Jahres 2021 den brutalen Vernichtungskrieg Russlands gegen die Ukraine für wahrscheinlich gehalten?

Zurück zur Religionsthematik. Auch in der Erfassung sog. »religiöser« Einstellungen und Verhaltensweisen wird quantifiziert und gerechnet. Mittlerweile gibt es ausgefeilte Befragungstechniken und ein solides statistisches Handwerkszeug. Gezählt werden kann, wie viele Menschen in die Kirche gehen; schwieriger wird schon die genauere Erfassung, warum sie sich gerne einer bestimmten Gemeinschaft zuordnen oder eben nicht. Lebenstragende Gewissheiten und Orientierungen sind schwer erfassbar. Ja, messen ist sehr

hilfreich und Prognosen können uns bei der Suche nach Orientierung helfen, aber wir sollten uns auch das Wissen um die Grenzen dieses Werkzeuges und der Gefahren der Kanalisierung der Wahrnehmung, die mit diesem methodischen Zugriff verbunden sind, bewusst bleiben.

3.

In den Bemühungen, die Lage zu verstehen und zu gestalten wird mit abstrakten Deutungsbegriffen gearbeitet, die Wahrnehmung kanalisieren und damit das Blickfeld immer auch verengen. »Säkularisierung« ist solch ein theoriegeladener Begriff, aber auch »Religion«. »Religion« lässt sich nicht direkt beobachten wie die Fische im Aquarium. Das was wir heute als »Religion« bezeichnen geht in Reflexion und begrifflich-dogmatischen Formeln nicht auf, sondern reicht in emotionale Tiefenschichten, der nie ganz für uns selbst durchsichtig zu machenden eigenen Identität. Die dogmatischen Formeln sind immer eine nachträgliche Abstraktion von »gelebter Religion«. Wenn die kirchliche Sprache zu sehr durchsetzt ist mit dogmatischen Versatzstücken wird sie schlicht unverständlich. Lebenstragende Orientierungen wirken sich oft still und unspektakulär aus und sind deshalb oft schwer klar identifizierbar. Der Versuch solche Überzeugungen zu »messen«, verstärkt die Tendenz zur Verobjektivierung und der Betonung der unterscheidenden Merkmale, die diese Überzeugungen zu etwas Besonderem machen. Wer »religiös« ist, muss dann per definitionem besondere Erlebnisse haben. Das dürfte aber für die Mehrzahl derer, die in unseren Kirchen sind, nicht zutreffen. In diesem Unspektakulären und unaufgeregten Vollzügen liegt ein großes Potential, das es angemessen wahrzunehmen gilt in den Kirchen.

Der harte und bleibend wichtige Kern von »Säkularisierung« ist klar. Er bedeutet, die Geltung der Rechte von Bürgerinnen und Bürgern ist unabhängig von religiösen oder anderweitigen Bekenntnissen und die Lebensführungspraktiken werden nicht mehr von den kirchlichen Institutionen kontrolliert. Wer so altmodisch ist und noch in eine Buchhandlung geht, wird viel Esoterisches, Anleitungen zur Meditation und Ratgeberliteratur finden, oft zwischen Buddhaköpfen. Die lange Zeit dominierende Überzeugung, Modernisierung führe zu einem Verschwinden von »Religion« hat sich als falsch erwiesen. Die überlieferten Formen kirchlich gebundener Kommunikation haben an Bindungskraft verloren. Aber auch moderne Gesellschaften sind voller umfassender Lebensdeutungen und Lebensführungspraktiken,

die immer stärker im Modus rücksichtsloser Selbstermächtigung artikuliert und demonstriert werden. Die religiöse Thematik verschwindet in modernen Gesellschaften nicht einfach. Sie wird in neuer Weise und teilweise sogar radikalisiert aufgeworfen, weil der Bedarf an lebensrelevantem Orientierungswissen nicht ab-, sondern zunimmt. Nach Luther hat jeder Mensch etwas, »woran er sein Herz hängt«, eine grundlegende Lebenseinstellung, mit der er die verwirrend vielen einzelnen Lebensvollzüge interpretiert und ordnet. Die Dynamik und Unübersichtlichkeit modernisierter Gesellschaften provoziert beim Individuum auf neuen Wegen die alte Frage, ob es denn etwas gibt, worauf Verlass ist.

Permanent verändern sich allerdings die Wege auf denen und die Institutionen bei denen Antworten gesucht werden. Richtig ist auch, dass die Kirchen für viele Menschen nicht mehr die »erste Adresse« sind, wenn es um solches lebensrelevante Orientierungswissen geht. Wer nach Chancen fragt, tut gut daran, diesen Formenwandel »religiöser Kommunikation« in den Blick zu nehmen. Ein auf Kirchen beschränkter Blick und die eingeschliffenen Duale »Hier die Kirche, dort die Welt« helfen wenig. Zum Reichtum der protestantischen Tradition, den es auch für die Zukunft zu nützen gilt, zählt der Erfahrungsschatz und die Deutungskompetenzen, die im Umgang mit spezifisch modernen, individualisierten Formen der Frömmigkeit entstanden sind. Deshalb wurde eine rein auf die Kirche fixierte Betrachtung aufgebrochen, wurde die weltliche Arbeit aufgewertet, bekam das Nachdenken über Ethik einen so hohen Stellenwert in der evangelischen Theologie, wurden Kultur- und Zeitdeutung so wichtig. Dahinter stand die Einsicht: Nur im Medium einer Verständigung über die Gegenwart, ihrer Plausibilitätshorizonte, Grundprobleme und Lebensformen lassen sich dann auch Wirkungskräfte und -möglichkeiten für kirchliches Handeln ausloten.

Der Formenwandel ist das Dauerhafte, nicht eine der Zeit und den Lebenspraktiken entthobene Struktur. Deshalb muss das Bemühen und der Streit um das Verständnis der kulturellen Lage, in der wir uns jeweils befinden und die Faktoren, die sie prägen, auch ein wichtiger Teil kirchlicher und theologischer Arbeit bleiben. Die Zuwanderung in Deutschland und die damit einhergehende Pluralisierung von Lebensstilen ist z.B. ein Faktorenbündel, das die deutsche Gesellschaft nicht erst heute, sondern schon in den Nachkriegsjahren umgepflügt hat. Auflösung von Vertrautem, aber eben auch neue Chancen – beides ist hier zunächst einmal ineinander verschlungen.

Der »neue Strukturwandel der Öffentlichkeit«⁸ durch die Digitalisierung hat die Kommunikation tiefgreifend verändert. Die Kirchen vollziehen diesen gesamtgesellschaftlichen Strukturwandel auf allen Ebenen mit. Auch hier sind mittlerweile die Bedrohungen und Gefahren vielfältig benannt worden. So hat etwa Shoana Zuboff⁹ von einem »Zeitalter des Überwachungskapitalismus« gesprochen, der sich mit den neuen »sozialen« Medien durchsetzt. Aber die Chancen dieser neuen Kommunikationsformen sind auch vielfältig sichtbar und werden in den Kirchen ausgiebig genutzt. Wir haben hier auf der Tagung eindrucksvoll im Vortrag von Pfarrerin Cornelia Egg-Möwes über »Gottes Segen auf YouTube, Twitter und Instagram« beispielhaft gezeigt bekommen, welche neuen Kommunikationsmöglichkeiten durch die »sozialen Medien« eröffnet werden können.

4.

Was begegnet uns in dem innerkirchlichen Krisenbewußtsein? Es ist einerseits die Resonanz gesamtultureller Veränderungen. Es ist aber auch die Wirkung von theologischen und kirchlichen Deutungsgeschichten.

Die Kirchen hatten nach 1945 in der Bundesrepublik über das Steuersystem Anteil an einer enormen Wohlstandssteigerung. Das Kirchensteueraufkommen wuchs enorm und kontinuierlich über ein halbes Jahrhundert. Noch zwischen 2004 und 2021 wuchs das Kirchensteueraufkommen der Evangelischen Kirchen von 3,69 Milliarden Euro an auf 5,99 Milliarden Euro. Immer mehr Pfarrstellen konnten geschaffen, immer mehr Gemeindehäuser gebaut werden. Das war und ist, weltweit betrachtet, eine Ausnahmesituation, an die wir uns gewöhnt haben. Dieser Ausnahmezustand geht zu Ende und die Selbstgewissheit die sich in dieser üppigen Ausstattung ausbilden konnte, bricht weg. Das kann auch eine »heilsame« Verunsicherung sein. Hier liegt in den Krisen der Gegenwart die Chance zur Korrektur eigener Wahrnehmungsmuster.

Welches Bild vom Christsein, von Kirche und Religion wirkt nach bei uns? Wir haben das Echo bestimmter Deutungen auf dieser Tagung erleben können. Wer sich oder seine Eltern als »Weihnachtschrist«, »U-Boot-Christ« als »Karteileiche« beschreibt, hat eine Etikettierung übernommen, die in der evangelischen Theologie des 20. Jahrhunderts ausgebildet wurde. Und wer aus der Kirche ausgetreten ist, weil er nie eine »tiefe spirituelle Erfahrung« hatte, der misst sich selbst an

Vorstellungen, wie ein Christ zu sein hat: Immer seiner Kirche verbunden, engagiert, immer überzeugt von der Wahrheit, ohne Zweifel, voller intensiven Erlebens. Dieses Standardmodell der »bekenndenden« Christin, des »bekenndenden« Christen war mitgeprägt von dem politischen Bekenntnisdruck, der entstand, erst in der NS-Zeit, dann in der DDR. So konnte z.B. die Kindertaufe als bloßes »Ritualchristentum« theologisch abqualifiziert werden, im Kontext einer theologischen Religionskritik, für die alles Reden von »Religion« schon »Götzendienst« war. Aber auch in den Kirchen der alten BRD lösten die Pluralisierungsschübe neue Zwänge aus, die eigene Identität in Abgrenzung zu anderen gesellschaftlichen Gruppen zu behaupten auf dem Markt der vielen Möglichkeiten. Die Lebenswirklichkeit von Christinnen und Christen entspricht selten dem durch theologische Theoriebildung geschaffenen Standardmodell. Mühsam wurde in den evangelischen Kirchen die rituelle und symbolische Dimension christlichen Lebens aus der theologischen Verbannung geholt, ebenso wie die Reflexion auf die kulturellen Wirkungen christlicher Überzeugungen. Die Nachwirkungen dieses Standardmodells reichen aber bis in unsere Gegenwart.

Zu diesen innerkirchlich ausgebildeten Mustern gehört auch das Verständnis von Kirchen als Moralagenturen. So richtig es ist, dass jede Glaubensüberzeugung sich auch in der Handlungsorientierung auswirkt, so richtig bleibt auch, dass »Religion« immer mehr ist als Ethik. Relevanzbehauptungen über politische Stellungnahmen sind lange Zeit als wichtige Strategie angesehen worden, den Sinn der Institution »Kirche« plausibel zu machen. »Wie werden wir kampagnenfähig?« wurde gefragt; »klare Kante zeigen« war so ein markiges Schlagwort, mit dem die gesellschaftliche Polarisierung gedoppelt wurde. Derzeit schlägt, wenn ich recht sehe, das Pendel wieder in die entgegengesetzte Richtung aus.

Zu diesen Mustern gehört, dass in den Kirchen selbst viel dazu getan wurde, als Verbotsinstanzen auf dem Feld von Wissenschaft und Lebensführung wahrgenommen zu werden. Dem Wandel der Formen des Zusammenlebens ist meistens mit Kritik begegnet worden. Exemplarisch sei erinnert an die Kontroversen um Ehescheidung, Emanzipation von Frauen, Schwangerschaftsabbrüche, In-vitro-Fertilisation, Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften oder die Forschung mit humanen embryonalen Stammzellen. Auf jedem dieser Felder gibt es Licht und Schatten, das einfache »Entweder-oder«

hilft hier wenig, wenn es um das Verstehen und Bewältigen der Problemlagen geht. In einer oft als »Wissensgesellschaft« charakterisierten Gesellschaft findet sich in kirchlichen Texten kaum etwas Positives zur »Freiheit der Wissenschaft«. Vertreter aus Kirchen und Theologie haben sich mehr als Zensurinstanzen verhalten und wenig gewürdigt, was durch Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen – und anderen Berufsgruppen wie Ingenieuren oder Unternehmern – geleistet wird. Die Kommunikationsblockaden sind vor diesem Hintergrund verständlich.

In den Strukturreformdebatten dominieren heute Denkmuster der Organisationssoziologie und die Logik von Verwaltungshandeln. Sie zielen auf möglichst »effektive« Operationalisierung, auf die Profilierung von Handlungsstrategien. In diesen Prozessen entsteht deshalb immer wieder eine Spannung zwischen den Formen der Kommunikation und den Inhalten, weil Inhalte sich nicht einfach operationalisieren lassen. »Change-Management« und »Wissensmanagement« sind z.B. Schlagworte, die suggerieren sollen: Wandel – ob der Wandel des Bewusstseins oder der »Werte« – ist machbar. Das verstärkt den Trend, Sprache zu standardisieren. Das lässt sich auch an der Formelsprache in kirchlichen Strukturdebatten studieren und führt schnell zu einer Redundanz, die oft wenig inhaltliche Überzeugungskraft hat.

Die christlichen Texte und Rituale sind voller Ambivalenzen und unaufgelöster Spannungen. Damit eröffnen sie Kommunikationsmöglichkeiten, die nicht in einfachen »Lösungen« und im Machbaren aufgehen. Im Wissen um die Unausweichlichkeit des Todes und unverständbarem Leiden trotzdem Vertrauen und Hoffnung zu artikulieren, ist solch eine Grundspannung. Im Reden von der »Liebe Gottes« müssen die dunklen und schmerzvollen Lebenserfahrungen mit präsent gehalten werden. Wenn das nicht gelingt schlägt der Wille zum Positiven schnell in ungläubwürdige Vertröstung um. Den Schatz an Artikulationsmöglichkeiten und den Reichtum an Darstellungsformen gilt es zu bewahren in seiner inneren Spannung, mit allen unabgegoltene und kontrafaktischen Heilsvorstellungen.

Mit einer Grundspannung wird in den Kirchen, wie in anderen Institutionen, denen ein normativer Überschuss eingeschrieben ist, weiter umgegangen werden müssen. Ein Vergleich mit Rechtsstaats- und Demokratietheorien kann vielleicht verdeutlichen worum es geht. Jürgen Habermas hat im Hinblick auf Menschen- und Grundrechte sowie auf die Idee eines demokra-

tisch verfassten Gemeinwesens deutlich gemacht: Mit ihnen wird ein »moralischer Überschuss«, werden »nicht abgegoltene normative Gehalte« kodifiziert. Dieser »idealisierende Überschuss« kann in der politischen Wirklichkeit nie voll und ganz realisiert werden. Gleichwohl bleibt die »kontrafaktische Unterstellung«, die nie voll und ganz ausgeschöpft werden kann, der die »Sättigung« d.h. die vollumfängliche Realisierung in Raum und Zeit fehlt, eine konstitutive Voraussetzung dieser politischen Formen.¹⁰ Diese »überschießenden« Gehalte bleiben eine Quelle von Unruhepotentialen, weil unter Rückgriff auf sie die vorhandenen defizitären Realisierungen kritisch befragt werden können.

Was für diese Reflexion auf Menschenrechte und demokratische Verfassungen gilt, gilt auch für Kirchen. Mit den biblischen Texten und den Kirchentheorien ist ein »normativer Überschuss« gegeben, der schnell gebraucht werden kann zur Kritik und Delegitimierung der vorhandenen kirchlichen Wirklichkeit und christlichen Frömmigkeit. Wer dieses Potential nur destruktiv nutzt, verfehlt seinen eigentlichen Sinn. In dieser Differenz liegt ein Potential, das auf konstruktiven Gebrauch, auf Inspiration für bessere Realisierungen zielt. Die evangelischen Kirchenlehren sind bezogen auf diesen Punkt immer noch voller Potentiale für das Erfassen dieser Spannung. Die Lehren über die Unterscheidung von »sichtbarer« und »unsichtbarer« Kirche, sowie dem Verständnis der empirischen Gestalt der Kirche als eines »corpus permixtum« ermöglichen einen Realismus, der die existierende Kirche nicht idealisiert und mit Erwartungen überfrachtet. Kirchen bleiben ein »weltlich Ding« mit vielen Unzulänglichkeiten. Organisationsfragen sind in der Reformation entdogmatisiert worden. Das ermöglicht die Freiheit zur Gestaltung der Kirche als Institution nach jeweils sachlichen Erfordernissen. Der Reformator Martin Luther hat das mit seiner Sprachkraft so zum Ausdruck gebracht: »Summa, dieser und aller Ordnung ist also zu gebrauchen, daß wo ein Mißbrauch daraus wird, daß man sie flugs abtue und eine andere mache denn die Ordnungen sollen zur Förderung des Glaubens und der Liebe dienen ... Wenn sie nun das nicht mehr tun, so sind sie schon tot und abgetan, und gelten uns nichts mehr, gleich als wenn eine gute Münze verfälscht, um des Gebrauchs willen aufgehoben und geändert wird oder als wenn die neuen Schuh alt werden und drücken, nicht mehr getragen, sondern weggeworfen und andere gekauft werden. Ordnung ist ein äußerlich Ding, sei sie so gut sie will, so kann sie zum Mißbrauch geraten,

dann aber ist sie nicht mehr eine Ordnung sondern eine Unordnung.«¹¹

Bei aller Freiheit gibt es allerdings in der Gegenwart eine große Herausforderung. In keinem Bereich des Zusammenlebens werden wir auf die Dauer ohne Ordnungen bzw. Institutionen auskommen. Institutionen sind so etwas wie das Knochengerüst in unserem Körper. Ohne diese tragende Struktur wäre unser Körper eine amorphe Masse. Das Werben für die Notwendigkeit von Institutionen ist in der Gegenwart besonders schwierig, in der Freiheitsverständnisse en vogue sind, die jede institutionelle Bindung schon als Einschränkung der eigenen Freiheit verstehen. Alle Diskurse bleiben in pro und contra rückgebunden an Ermöglichungsbedingungen und Traditionen. Institutionen sichern Überlieferungszusammenhänge und stellen ein Reservoir an Wissen und Praktiken zur Verfügung, die neue Aneignungen und Interpretationen ermöglichen. Da in einer Institution immer mehr eine Rolle spielt, als das, was das Individuum gerade für sich für gut und richtig erachtet, produzieren Institutionen auch andauernd Differenz- und Entfremdungserfahrungen. Distanznahme ist dann die erste Reaktion z. B. wenn gesagt wird: Glauben kann ich auch ohne Kirche. Aber ohne Institutionen verliert das »kulturelle Gedächtnis« auf längere Sicht seine Inhalte und Aneignungsmöglichkeiten verschwinden. Institutionen sind »Orte«, an denen Ambiguitätstoleranz ausgebildet wird, weil in ihnen unterschiedliche Überzeugungen aufeinandertreffen und im Wissen um die Differenzen nach Möglichkeiten des Miteinanders gesucht werden muss.

Einige wenige Anmerkungen noch zu Potentialen, Chancen für christliche Kommunikation, die es lohnt, auszuloten oder intensiver zu pflegen. Statt »permanent um die eigene Relevanz zu kreiseln« (A. Kurschus) könnte mehr Energie darauf verwendet werden, das Blickfeld zu weiten und nach Themenfeldern und Begegnungsmöglichkeiten zu suchen, die in der binnenkirchlichen Kommunikation kaum eine Rolle spielen.

Wodurch wird die Präsenz von »Religion« erzeugt? Eine zentrale Rolle spielen hier die Fragen, die mit der Deutung der je eigenen Existenz in den Wirrnissen und Herausforderungen individueller Lebensgeschichten zu tun haben. Die Geburt eines Kindes und das dadurch angestoßene Fragen danach, was ein »gutes Leben« für dieses Kind sein kann oder der Tod eines einem nahestehenden Menschen sind solche Punkte verdichteter Kommunikation über »Lebensfragen«. Die

Pflege der Rituale und seelsorgerliche Feinfühligkeit werden auch in Zukunft wichtig bleiben, ebenso wie die diakonische Arbeit, durch die Plausibilität für christliche Überzeugungen entstehen kann. Die Wahrnehmungsfähigkeit für Lebensgeschichten bleibt wichtig. Literatur und andere künstlerische Ausdrucksformen, Musik, Malerei Filme sind voller Deutungsmuster und Verarbeitungen lebensgeschichtlicher und gesellschaftlicher Dynamiken. Kenntnisse bei Theologinnen und Theologen über diese Ausdrucksformen sind ausbaufähig. In der theologischen Ausbildung spielen diese Themen bestenfalls eine marginale Rolle.

Religionsproduktiv sind auch die modernen Wissenschaften. Durch die Naturwissenschaften und die Medizin werden permanent Orientierungsfragen aufgeworfen, die auf ehemals als »religiös« charakterisierte Fragen führen. Die moderne Fortpflanzungsmedizin hat in der Breite von Gesellschaft und Politik immer neue Diskussionen, nach dem Spezifikum menschlichen Lebens und seinem Beginn ausgelöst, sowie die enorm gestiegenen Möglichkeiten der Lebenserhaltung am Lebensende die Fragen nach Sterben und Tod präsent halten. Neue Möglichkeiten der Genveränderung oder die Umweltkrisen »produzieren« immer wieder neu die Fragen nach verantwortlichem menschlichen Handeln, ebenso wie die uneingelösten Versprechen eines friedvollen Zusammenlebens in gerechteren Strukturen des Zusammenlebens. Die Aufzählung lässt sich ohne große Mühe verlängern. Das Hören und Verstehen wollen derer, die auf diesen Feldern forschen und arbeiten, ist in Kirchen und Theologien zu oft zweitrangig gewesen gegenüber dem Willen zur Normierung und der Einflussnahme auf politische Steuerung.

Auch die Soziologie ist religionsproduktiv. In ihr werden Themen, die auch im Zentrum theologischer Reflexion stehen, immer wieder neu artikuliert. Der eingangs zitierte Hartmut Rosa lässt sich hier nennen ebenso wie Hans Joas oder Jürgen Habermas. Sie alle halten mit ihren Arbeiten und Publikationen religiöse Thematiken präsent. Ein letztes Beispiel zum Schluß. Charolyn Amlinger und Oliver Nachtwey haben sich um eine tiefere Analyse der Szenen der Querdenker und Coronaleugner bemüht. Ihre Ergebnisse publizierten sie unter dem Titel »Gekränkte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus.«¹² Sie charakterisieren die Auseinandersetzungen, die sie empirisch untersucht haben, als Freiheitskonflikte. Für sie wird in den Konflikten der Gegenwart oft ein »libertäres Freiheitsverständnis sichtbar, das ge-

wandelte gesellschaftliche Übereinkünfte als äußere Beschränkungen betrachtet, die die eigene Selbstverwirklichung auf illegitime Weise eingrenzen«. Erkennbar werde eine »individualistische Freiheitsidee« der zufolge Freiheit »kein geteilter gesellschaftlicher Zustand, sondern ein persönlicher Besitzstand« ist. Die Kränkungen, Frustrationen und Ohnmachtsgefühle entstünden durch die nichteingelösten Versprechen spätmoderner Gesellschaften. Ein zentrales Themenfeld theologischer Reflexion, das Verhältnis von Freiheit und Bindung und Differenzierungen von unterschiedlichen Freiheitsverständnissen wird hier neu verhandelt und gegenwartsrelevant durchbuchstabiert.

Ich schließe mit einem Zitat des Theologen Ernst Troeltsch, dessen 100. Todestag sich am 1. Februar 2023 jährt. Er war ein scharfsinniger Beobachter und Analytiker der Transformationsprozesse und ihrer Auswirkungen auf Kirchen und Theologien, die mit der kapitalistischen Modernisierung, dem Dominantwerden naturwissenschaftlicher Erklärungsansprüche und einem immer mächtiger werdenden Verwaltungsstaat einhergingen. Er charakterisierte »unser heutiges Religionsleben in vieler Hinsicht (als) eine suchendes und nicht fertiges«. Vertretern von Kirche und Theologie schrieb er ins Stammbuch: Es komme darauf an, »wie wir – unsere Zuhörer zu behandeln pflegen. Das ist die große Frage: Bieten wir ihnen nur fertige Wahrheiten dar, so gefärbt oder so? Wollen wir sie nur belehren und hineinziehen in normative Überzeugungen? Oder stehen ihnen gegenüber als gemeinsam mit Ihnen Suchende da.«¹³

Anmerkungen:

¹ Hartmut Rosa, *Demokratie braucht Religion. Über ein eigentümliches Resonanzverhältnis*, 2. Aufl. München 1922.

² Vgl. dazu Klaus Tanner, »Ein verstehendes Herz.« Über Ethik und Urteilskraft, in: *Zeitschrift für Evangelischen Ethik* 56 Jg. (2012), 9-23

³ Berlin Brandenburg 2021

⁴ Isolde Karle, *Kirche im Reformstress*, Gütersloh 2010.

⁵ Ernst Lange, *Bildung als Problem und als Funktion der Kirche*, in: ders.: *Sprachschule für die Freiheit: Bildung als Problem und Funktion der Kirche*, hg. u. eingeleitet von Rüdiger Schloz, München/ Gelnhausen 1980, 159-200, 169 u. 160. Vgl. dazu Klaus Tanner, *Mitgliedschaftsuntersuchungen - ein Stachel im Fleisch von Kirche und Theologie*, in: *Nachrichten der Evang.-Luth. Kirche in Bayern* 60 Jg. (2005), S.65-75.

⁶ Zusammenfassung der Ergebnisse in der von der EKD herausgegebenen Broschüre »Kirche im Umbruch. Zwischen demografischem Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit«. Eine langfristige Projektion der Kirchenmitglieder und des Kirchensteueraufkommens der Universität Freiburg in Verbindung mit der EKD, Hannover 2019, www.ekd.de/projektion2060. Kritisch zur Studie: Volker Matthaei, Projektion 2060 - cui bono?

Wem nützt die Studie »Kirche im Umbruch.« in, Deutschen Pfarrerblatt, Ausgabe 10/2020 www.pfarrerverband.de »Die Freiburger Studie hat ein enormes Medienecho ausgelöst. Gerade wir Pfarrerinnen und Pfarrer werden natürlich oft auf die Prognosen angesprochen. Viele leiden unter dem lähmenden Gefühl, auf einem sinkenden Schiff zu sein. Seit Jahren machen wir einen Reformprozess nach dem anderen durch, von der Dienstgruppenbildung über den Liegenschaftsprozess bis zu Gemeindefusionen... Für Pfarrerinnen und Pfarrer wie engagierte Ehrenamtliche bedeutet das seit Jahren: Ein großer Teil der Energie geht in Um- (bzw. Ab-)bauprozesse«.

⁷ Gezählt 2021. Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben, hg. von der EKD.

⁸ Jürgen Habermas, Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik, Berlin 2022.

⁹ Shoshana Zuboff, Das Zeitalter des Überwachungs-kapitalismus, Frankfurt u New York 2018; vgl. dazu Benjamin Held, Im Zeitalter des Überwachungs-kapitalismus? Zentrale Argumentationslinien und kritische Einordnung aus ökonomischer Perspektive, 23 – 56, in, ders. und Frederike van Oorschot (Hg.), Digitalisierung: Neue Technik, neue Ethik? Interdisziplinäre Auseinandersetzung mit den Folgen der digitalen Transformation, Heidelberg 2021 (FEST-Forschung Bd. 1)

¹⁰ Vgl. Habermas, neuer Strukturwandel, insbesondere 16 ff.

¹¹ Vorrede zur Deutschen Messe von 1526 (WA 19, 72).

¹² Berlin 2022.

¹³ Ernst Troeltsch, »Religiöser Individualismus und Kirche.« Vortrag im badischen Wissenschaftlichen Predigerverein (1910), in, ders. Gesammelte Schriften Bd. 2, zur religiösen Lage, Religionsphilosophie und Ethik, Tübingen 1922, 109-133, 123/124. 

Jahrgang 2022

29/22 – **LutherKonferenz und Verleihung der »LutherRose 2021« an Prof. Dr. Wolfgang Huber**
Internationale Martin Luther Stiftung, Ditzingen,
30. April 2022 – 24 Seiten / 3,60 €

30/22 – **102. Deutscher Katholikentag – ausgewählte ökumenische Texte** (25. bis 29. Mai 2022, Stuttgart)
32 Seiten / 4,30 €

31/22 – **Gedenken zum ersten Jahrestag der Flutkatastrophe** (Latzel, Ackermann, Steinmeier) – **Johannismessias** der EKD (EKD-Ratsvorsitzende Kurschus, Bundespräsident Steinmeier) – **60 Jahre entwicklungspolitische Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirchen** (Prälat Dutzmann) – 20 Seiten / 2,80 €

32/22 – **Die juristische Auseinandersetzung über das judenfeindliche Schmäherelief (»Judensau«) an der Stadtkirche Wittenberg** – 36 Seiten / 4,30 €

33/22 – **Assistierter Suizid und verantwortbare Praxis** (Tagung der Evangelischen Akademie der Nordkirche in Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle Ethik im Gesundheitswesen des Kirchenkreisverbandes Hamburg, 31. März 2022) – 36 Seiten / 4,30 €

34/22 – **Die Zukunft unserer Demokratie** (Sommer-tagung des Politischen Clubs der Evangelischen Akademie Tutzing in Kooperation mit der Theodor Heuss Stiftung, 17. bis 19. Juni 2022) – 68 Seiten / 5,60 €

35/22 – **22. Berliner Symposium zum Flüchtlingsschutz Flüchtlingsschutz in Deutschland und Europa – Gelingt ein Paradigmenwechsel?** (Evangelische Akademie zu Berlin, 20. bis 21. Juni 2022)
40 Seiten / 4,30 €

36/22 – **Reproduktive Selbstbestimmung, Lebensschutz und Strafrecht. Die neue Diskussion um § 218 StGB als Herausforderung für die evangelische Kirche** (Online-Tagung des Zentrums für Gesundheitsethik (ZfG) an der Ev. Akademie Loccum in Kooperation mit der EKD, 15. Juni 2022) – 52 Seiten / 5,30 €

37/22 – **Digital – parochial – global?! Ekklesiologische Perspektiven im Digitalen (6)** (Workshopreihe der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST), der Evangelischen Akademie im Rheinland und der Evangelischen Akademie der Pfalz; Workshop VI: Öffentliche Verkündigung, 15. Februar 2022, digital; Workshop VII: Ordination und Beauftragung, 17. März 2022, digital) – 28 Seiten / 3,60 €

38/22 – **Wege zu mehr digitaler Nachhaltigkeit** (Online-Tagung der Evangelischen Akademie im Rheinland, der Stabsstelle Kommunikation und Medien im Landeskirchenamt der EKIR sowie der Melanchthon-Akademie Köln, 17. März 2022) – **Glaube Liebe Wandel. Kirche in der sozial-ökologischen Transformation** (Online-Kongress der Evangelischen Akademie im Rheinland und der Melanchthon-Akademie Köln, 30. März bis 7. April 2022) – 44 Seiten / 4,80 €

39/22 – **Andacht und Festakt zum 80. Geburtstag von Bischof i.R. Prof. Dr. Wolfgang Huber**

(Berlin, Französische Friedrichstadtkirche, 26.8.2022)
20 Seiten / 2,80 €

40/22 – **Religions for Future?! Christentum und Islam vor der Herausforderung des Klimawandels** (32. Christlich-Islamische Tagung am Pfingstfest, Ev. Jugendbildungsstätte Nordwalde, 3. bis 6. Juni 2022)
48 Seiten / 4,80 €

41/22 – **Vorwurf der Volksverhetzung gegen Pastor Olaf Latzel – Urteile des Amtsgerichts und des Landgerichts Bremen** – 32 Seiten / 4,30 €

42/22 – **Hospizarbeit im Umbruch? Corona, Sorgeskultur, Suizidassistenten** (Evangelische Akademie Villigst, 10. bis 12. Juni 2022) – 64 Seiten / 5,60 €

43/22 – **Tag der Deutschen Einheit** (Landesbischof Kramer, Ökumenischer Gottesdienst) – **75 Jahre EKHN** (Kirchenpräsident Jung, Jubiläumsgottesdienst) – **Kanzelrede Leipzig** (Luisa Neubauer) – **76. Deutscher Pfarrerinnen- und Pfarrertag** (Pastor Andreas Kahnt, Vorstandsbericht) – 20 Seiten / 2,80 €

44/22 – **Südwestdeutsche Medientage: »Wir brauchen die nicht mehr!« – Direktkommunikation vs. Freie Presse?** (Ev. Akademie der Pfalz, Protestantisches Bildungszentrum Butenschoen-Haus (Landau) und Hambacher Schloss, 29. bis 30. Juni 2022)
40 Seiten / 4,30 €

45/22 – **Bischof Stäblein beim Arbeitskreis Evangelischer Unternehmer – Einführung der EKD-Bevollmächtigten Anne Gidion – Interkulturelle Woche – Gnadauer Verband** – 24 Seiten / 3,60 €

46/22 – **Klimaschutzrichtlinie der EKD und Roadmap der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft e.V. (FEST) für einen verbindlichen EKD-weiten Prozess zur Klimaneutralität bis 2035**
20 Seiten / 2,80 €

47/22 – **11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (1)** Karlsruhe, 31. August bis 8. September 2022 – 60 Seiten / 5,30 €

48/22 – **75 Jahre Lutherischer Weltbund (LWB) und Deutsches Nationalkomitee des LWB (DNK/LWB)**
Festakt am 7. Oktober 2022 auf der Wartburg in Eisenach – 32 Seiten / 4,30 €

49/22 – **Synodentagung 2022 (1)** 3. verbundene Tagung der 13. Generalsynode der VELKD, der 4. Vollkonferenz der UEK und der 13. Synode der EKD, Magdeburg, 4. bis 9. November 2022 – 68 Seiten / 5,60 €

50/22 – **Synodentagung 2022 (2)** 3. verbundene Tagung der 13. Generalsynode der VELKD, der 4. Vollkonferenz der UEK und der 13. Synode der EKD, Magdeburg, 4. bis 9. November 2022 – 40 Seiten / 4,30 €

51/22 – **Digitale Communities – Eine Pilotstudie zur Followerschaft von christlichen Influencer*innen auf Instagram** midi (Evangelische Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung) / Evangelisches Werk Diakonie und Entwicklung e.V. – 52 Seiten / 5,30 €

Jahrgang 2023

1-2/23 – **Rüstungsexportbericht 2022 der Gemeinsamen Konferenz Kirche und Entwicklung (GKKE)**
96 Seiten / 7,50 €

3/23 – **Zweite friedensethische Tagung zum Ukraine-Krieg: Im Dialog mit aktuellen Stimmen aus Osteuropa**, 18. Oktober 2022 – **Predigt der EKD-Ratsvorsitzenden Kurschus am Reformationstag**
28 Seiten / 3,60 €

4/23 – **11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (2)** Karlsruhe, 31. August bis 8. September 2022 – 48 Seiten / 4,80 €

5-6/23 – **»Gott mit uns!« – Das schwierige Erbe des Nationalprotestantismus** Symposium des Lernorts Garnisonkirche und der Martin-Niemöller-Stiftung e.V., 1. bis 2. Oktober 2021 – 84 Seiten / 6,80 €

7/23 – **Synodentagung 2022 (3)** 3. verbundene Tagung der 13. Generalsynode der VELKD, der 4. Vollkonferenz der UEK und der 13. Synode der EKD, Magdeburg, 4. bis 9. November 2022 – 48 Seiten / 4,80 €

8-9/23 – **Die Zukunft der Zivilgesellschaft** (Tagung der Ev. Akademie Tutzing in Kooperation mit dem Freundeskreis Ev. Akademie Tutzing e.V. und dem Zentrum für Zivilgesellschaftsforschung am Wissenschaftszentrum Berlin (WZB) für Sozialforschung, Tutzing, 3. bis 5. Juni 2022) – 88 Seiten / 6,80 €

10/23 – **Ökumenischer Lagebericht 2022 des Konfessionskundlichen Instituts** (Kollegium des Konfessionskundlichen Instituts des Evangelischen Bundes, Arbeitswerk der EKD (Bensheim)) – 64 Seiten / 5,60 €

11/23 – **»Partnerin, Schulmeisterin, Dienstleisterin, Prophetin. Kirche und Theologie im Verfassungsstaat Bundesrepublik Deutschland«** XIX. Konsultation Kirchenleitung und wissenschaftliche Theologie Worms, 28. bis 30. September 2022 – 68 Seiten / 5,60 €

12/23 – **Krieg in der Ukraine: Kirchliche Stimmen zum Jahrestag des russischen Angriffs**
36 Seiten / 4,30 €

13/23 – **75 Jahre Konfessionskundliches Institut des Evangelischen Bundes** (Studientag und Festvortrag von Bischöfin Kirsten Fehrs, Bensheim, 27. Oktober 2022) – 44 Seiten / 4,80 €

14/23 – **Verleihungen der Hanna-Jursch-Preise der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und des Karl-Barth-Preises der Union Evangelischer Kirchen (UEK)** im Rahmen der XIX. Konsultation Kirchenleitung und wissenschaftliche Theologie, Worms, 28. bis 30. September 2022 – 24 Seiten / 3,60 €

15/23 – **Jahrestag des Anschlags von Hanau / Predigt Kurschus – Chemnitzer Friedenstag / Predigt de Maizière – Einführung von Jerry Pillay** in sein Amt als ÖRK-Generalsekretär – **Erklärung des Rates der EKD zur Zusammenarbeit mit Sinti und Roma**
20 Seiten / 2,80 €

16/23 – **Evangelische Kirche – wohin?** (Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing, 9. bis 11. Dezember 2022) – 68 Seiten / 5,60 €

Der Informationsdienst **epd**-Dokumentation (ISSN 1619-5809) kann im Abonnement oder einzeln bezogen werden. Pro Jahr erscheinen mindestens 50 Ausgaben.

Bestellungen:
GEP gGmbH Leserservice
Postfach 1154
23600 Bad Schwartau
Tel.: 0451 4906-830
Fax: 0451 4906-950
E-Mail: gep-
leserservice@medienexpert.com
Internet: <http://www.epd.de>

Das Abonnement kostet monatlich 34,65 € inkl. Versand (mit Zugang zum digitalen Archiv: 40,25 €). E-Mail-Bezug im PDF-Format 31,95 €. Die Preise für Einzelbestellungen sind nach Umfang der Ausgabe und nach Anzahl der Exemplare gestaffelt.

Die Liste oben enthält den Preis eines Einzel-exemplars; dazu kommt pro Auftrag eine Versandkostenpauschale (inkl. Porto) von 2,50 €.

epd-Dokumentation wird auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.